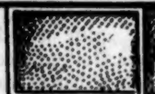
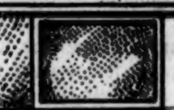
Die Mennonitische Rundschau



Lasset uns fleißig sein zu halten die Einigkeit im Geist.



35 Jahrgang. Scottdale, Pa., 13. November 1912. No. 46.

Der Mensch denkt

Über Gott lenkt

Nun danket alle Gott!

Nun danket alle Gott
Mit Herzen, Mund und Händen,
Der große Dinge tut
An uns und allen Enden.
Der uns von Mutterleib
Und Kindesbeinen an
Unzählig viel zu gut
Und noch bis jetzt getan.

Der ewigreiche Gott
Woll' uns bei unserm Leben
Ein immer fröhlich Herz
Und edlen Frieden geben;
Und uns in seiner Gnad'
Erhalten fort und fort
Und uns aus aller Not
Erlösen hier und dort.

Gott lässet Gras wachsen für das Vieh und Saat zu Nutz des Menschen, daß das Brod des Menschen Herz stärke.

Ich will dich bewahren vor der Stunde der Versuchung.

Wenn ich an mir selbst verzage,
Tröstet mich noch Gottes Macht,
Daß ich's in dem Glauben wage,
Bis ich meinen Lauf vollbracht.
Hab ich seine Macht erfahren,
Da mir mancher Fall gedräut,
O so wird er mich bewahren
Bis zu meiner Seligkeit.

Satans Stürme sind wohl heftig
Und mein feiges Herz zu schwach;
Auch die Welt ist sehr geschäftig,
Und mein weiches Herz gibt nach;
Manche wanken, viele fallen,
Und das Kämpfen währet lang,
Doch ist mir bei diesem allen
Wegen Gottes Macht nicht bang.

Gottes Macht, die mich bekehrte,
Die den Glauben in mir schuf,
Beten, kämpfen, dulden lehrte,
Ist mir nahe, wenn ich ruf'.
Daß ich schwach bin, wird er wissen;
Daß er stark ist, weiß auch ich,
Der mich aus dem Tod gerissen,
Ist noch dieser Gott für mich.

Häng, mein Herz, an seinen Händen!
Was du nicht kannst, wird er tun;
Was er anfing, wird er enden,
Bälder wird er ja nicht ruhn.
Herr, ich glaube deinen Worten,
Deiner Macht vertrau ich noch;
Streiten auch der Höllen Pforten,
Sieget deine Rechte doch.

Mehr Respekt vor Gott.

„Ueber wen hast du deine Stimme erhoben?" 2. Kön. 19, 22.

Sanherib hatte keinen Respekt vor Gott. Wo sind die Götter zu Hemath und Arphad? Wo sind die Götter zu Sepharvaim, Hena und Iwa?" Er ist mit allen fertig geworden, er wird ebenso mit dem Gott Israels fertig werden. Sanherib ist kein Kind, dem man Eindruck machen könnte mit einem: „So spricht der Herr." Er hat in der Welt zu viel gesehen und bei allen Völkern Gottesverehrung, Opfer, Gebete, Glauben gefunden, und wie jeder Gott als der wahre ausgegeben wird. Für ihn sind diese „Menschengebilde" alle von gleichem Wert; der Gott Israels gilt ihm nicht mehr. Aber „über wen hast du deine Stimme erhoben?" Hier ist mehr als zu Hemath und Arphad. Sanherib war wohl ein blinder Heide; aber doch nicht völlig unbekannt mit dem Gesetze Israels, mit der heiligen Sprache seiner Propheten und mit seiner großen Geschichte der Fußspuren des lebendigen Gottes. Das alles rief ihm von ferne zu: „Ziehe deine Schuhe aus von deinen Füßen." Er hat sie nicht ausgezogen und ist bei seiner Ueberhebung geblieben. „In derselben Nacht fuhr aus der Engel des Herrn und schlug im Lager von Assyrien ein hundert fünf und achtzig tausend Mann."

Hat Gott so einem „blinden Heiden" geantwortet, so wird er wohl auch eine Antwort gegen die finden, die mitten in seiner Gemeinde leben und ihn erniedrigen. Gleich Sanherib haben sie viel gehört und gelesen, ihr Geist ist von dem vielen Wissen irre geworden. Ueberall finden sie Wahrheit und überall Irrtum, bei den Heiden wie bei dem Volke Gottes. Alles fließt in einander. Wer ist Gott? Wer hat ihn gesehen? Dem Chor der Propheten gebieten sie Schweigen, sie haben zu viel von den „Göttern der Heiden" angenommen; dem Zeugnis der Apostel trauen sie nicht, sie machten aus der Lehre Jesu „was sie wollten;" die Stimme des Eingeborenen gilt bei ihnen nicht; der war ein „Kind seiner Zeit." So geschieht das Unglaubliche, daß sie, umgeben von dem Glanze aller Offenbarungen Gottes, nichts davon sehen und hören. In der Geringschätzung derOffenbarung ist der Respekt vor Gott selbst untergegangen.

Dieser Respekt ginge nicht unter, wenn die Menschen noch an ihn als Lebendigen glaubten. Sie sagen, sie glauben noch an ihn, aber sie lügen. In Wahrheit haben sie ihn aus der Weltregierung ausgeschaltet. Die Welt geht ohne ihn ihren Gang, und wer etwas erreichen will, muß es sich selbst schaffen. Das war Sanheribs Glaube. Er hat sein Kriegsheer, mit diesem kann er die Länder bezwingen. Hiskia hat nur seinen Gott, dessen muß Sanherib lachen. Es gibt kein Eingreifen Gottes. So konnte Sanherib denken, weil es damals eine wunderlose Zeit und Tage des göttlichen Schweigens waren. Worte der Ermahnung hat Jesaias viel gesprochen, aber er hatte keinen Stab wie Moses, kein Eliasfeuer fiel vom Himmel, keine Toten wurden aufgeweckt, wie durch Elisa. In solchen Tagen des Schweigens geht der Respekt vor Gott zurück. Niemand hat ihn gesehen. Di eSprache Pharaos wird wieder zur Losung: „Wer ist der Herr, dessen Stimme ich gehorchen müsse?" Keck wird die Rede, ins Maßlose geht die Ueberhebung, wie es nun am Tage ist.

„Ueber wen hast du deine Stimme erhoben?" Damit unterbricht Gott die stolzen Gedanken Sanherib's und hat seine Pläne zerscheitert. Auf diesen Tag der Unterbrechung wartet jetzt seine Gemeinde gegen die, welche den Respekt vor Gott und dem alten Gottesglauben das Grab zurichten; sie weiß, dieser Tag wird kommen. —E. L. Kztg.

Gnade in der letzten Stunde.

Eine russische Freundin teilte mir eines Tages das nachfolgende Erlebnis mit, das mir tief zu Herzen ging.

„Es war im Jahre 1870," erzählte sie, „daß ich bei Freunden in der Gegend von Moskau zu Besuch war. Ein bösartiges Fieber herrschte in den umliegenden Dörfern, durch welches viele, Erwachsene und Kinder, dahingerafft worden. Wir wollten versuchen, den Kranken einige Erleichterungen zu verschaffen. Es war im Monat Juli, zur Erntezeit, wo alle Gesunden auf den Feldern beschäftigt waren und die Kranken allein in den Häusern zurückbleiben mußten, als wir es unternahmen, diese armen Familien zu besuchen und ihnen Arzneimittel zu bringen.

Ich erblickte einen armen, alten Mann, der des langen Liegens müde sich an das offene Fenster seiner kleinen Hütte gesetzt hatte. Sein Gesicht und seine Augen waren vom Fieber hochgerötet; ich empfand tiefes Mitleid mit ihm und trat ein, um ihm etwas Arznei zu verabreichen. Unwillkürlich fragte ich mich, ob ich wohl diesen Greis ein anderes Mal noch wieder sehen würde, denn er schien sehr krank zu sein.

Es ergriff mich das lebhafte Verlangen, ihm in wenigen Worten so deutlich und einfach als möglich die „gute Botschaft" zu sagen, die gute, heilige Botschaft des Heils, das Gott jedem Sünder, der es annehmen will, umsonst gibt.

Ich wußte wohl, daß nur der Heilige Geist uns die göttlichen Dinge so nahe bringen kann, daß wir sie vernehmen und auf uns einwirken lassen können, und flehte ihn um seinen Beistand an. Nach einigen Augenblicken kam mir der Gedanke, dem alten Manne eine einfache Frage vorzulegen.

„Großvater (so werden in Rußland die alten Leute im Volk von den Jüngeren angeredet, und man gebraucht dabei allgemein das vertrauliche „Du"), sage mir, kannst du das Gebet: Unser Vater, der du bist im Himmel?"

„Ja, sagte er, „ich kenne es gut, höre es doch immer in der Kirche und wiederhole es mir am Morgen und Abend."

„Nun, wenn du zu Gott sagst: Unser Vater, mein Vater, in welch Verhältnis stellst du dich ihm gegenüber? Wenn Gott dein Vater ist, was bist denn du ihm?"

„Ei," erwiderte der Alte mit ängstlichem Blick, „ich denke, ich sage damit, daß ich sein Kind sei."

„Ja, Großvater, so ist es! Wenn also Gott dein Vater ist, und du sein Kind bist, wo ist denn deine Heimat, dein Vaterhaus?"

„Ach!" sagte er gedankenvoll, „es muß wohl dort sein, wo der Vater ist, im Himmel."

„Ganz gewiß. Wenn nun dein Vater dir sagte: „Mein Kind, du bist lange genug auf der Erde gewesen; ich will dich jetzt hier im Himmel haben, komme zu mir!" hättest du dann Angst hinzugehen?"

Ich beobachtete den alten, armen Mann, dessen Gesicht sich immer mehr aufheiterte, während er meine Fragen zu beantworten suchte,und ich sah wohl, was in ihm vorging.

„Aber . . . . aber, die Sünden?" sagte er endlich mit traurigem Tone, aus dem alle Freude gewichen zu sein schien.

„Und Jesus, den Sohn Gottes," fragte ich, „wie nennst du ihn?"

„Heiland, Erlöser!" antwortete er.

„Jawohl! Wenn du ihn Erlöser nennst, so muß er dich doch von etwas erlöst haben."

„Von den Sünden!" rief er.

„Nun also, wenn der Herr Jesus dich von den Sünden erlöst hat, so liegen sie nicht mehr auf dir, Großvater! Siehst du, Gott sagt in seinem Wort, daß nichts Unreines dort hineingehen kann, wo er ist — in den Himmel — und doch wollte er uns bei sich haben. Sein Vaterherz verlangt nach uns, darum hat er seinen einigen

Sohn, den Herrn Jesum Christum, der ohne Sünde war, zu uns gesandt, damit er unsere Sünde auf sich nehme und er sie uns vergeben könne. Und nun sagt uns Gott — uns, die wir seine gute Botschaft annehmen — daß alle unsere Sünden durch das Blut Jesu abgewaschen seien, und daß er, Gott der Vater, sie nicht nur vergeben, sondern sich ihrer auch nicht mehr erinnern will."

Während ich sprach, füllten sich die Augen des alten Mannes mit Tränen, die langsam über seine runzeligen Wangen herabliefen. Er sagte endlich:

„O, welche schöne Worte sagst du mir da! Du hast mir nichts Neues gesagt . . . nur ein Gebet, das ich schon lange konnte — aber ich hatte niemals daran gedacht, was es bedeute. Ich danke dir; ich werde deine Worte nie vergessen, und ich glaube sie."

Ich sah meinen alten Freund nicht wieder. Als ich einige Tage später wieder in jenem Dorfe die Kranken besuchte, war er schon hinübergegangen, wie ich glauben darf, zu seinem Heiland.

Der Herr Jesus sagt: „Also hat Gott die Welt geliebet, daß er seinen eingeborenen Sohn gab, auf daß alle, die an ihn glauben, nicht verloren werden, sondern das ewige Leben haben." Joh. 3, 16.

Sicher in Jesu Armen.

„Mutter, ich bitte dich, laß mich liegen und rette dich und die Schwestern."

Ein armer, gelähmter Knabe war's, in einem russischen Dorf, nicht weit von Moskau, der so bat.

„Es geht nicht, Iwan, lieber sterben wir zusammen. Du weißt, wie weit außerhalb des Dorfes unsere Hütte liegt. Niemand würde dich schützen, wenn die Franzosen kämen. Mir hat der Schmied aus dem Nachbardorf erzählt, wie sie durch den Brand von Moskau und die Niederlage wütend geworden sind. Sie vernichten alles, was ihnen unter die Finger kommt."

„Mutter, die andern sind schon fort; fliehe, fliehe, damit dir und den Schwestern nichts geschieht," flehte der Knabe noch einmal und streckte seine mageren Arme in der vielfach geflickten Jacke zur Mutter aus. „Wenn ich ein Mann wäre, würde ich für euch kämpfen," fügte er hinzu und die Tränen traten ihm in die Augen, „aber so!" — Er brach ab und steckte den Kopf unter die Decke. Armer Iwan! Schon seit drei Jahren trug er sein Kreuz geduldig, täglich blickte er zum Kreuz des Erlösers auf, das über seinem Bett hing, und bat ihn um Kraft, es auszuhalten; aber heute wurde es ihm schier unerträglich schwer.

„Mutter," begann er nach einem Weilchen von Neuem, „ich kann euch nicht verteidigen, aber ich kann für euch sterben. Bitte laß mich dies eine tun, das einzige, was ich vermag. Höre, wie der Wind heult; es fängt an zu dunkeln; es ist höchste Zeit, wenn du die andern einholen willst! Und denke doch, Mutter, morgen sind wir alle in Sicherheit — und du bist bei den Deinen in der Stadt.

Iwans Augen leuchteten in freudigem Glanz. Er wußte wenig von Jesus; aber er wußte doch, daß er um seinetwillen am Kreuz gehangen und unter bittern Leiden gestorben war. Er wußte auch, daß er im Himmel lebte und seine Gebete hörte, denn das hatte er oft genug schon erfahren. Ganz still lag er mit geschlossenen Augen, während di eMutter das Zimmer verließ, um sich draußen umzusehen.

Nach einer Weile trat sie wieder ein und sagte: „Ein Schneesturm ist im Gange, wie ich ihn lange nicht erlebt; selbst wenn ich wollte, könnte ich nicht fort. Gott sei Dank, daß ich mit den Kleinen nicht unterwegs bin."

„Nun denn, richte mich ein wenig auf, Mutter. So, danke. Der liebe Gott hat's so gewollt. Wir wollen ihn bitten, daß er alles gut macht; wir können nichts mehr tun."

Die Mutter kniete neben dem dürftigen Lager ihres Jungen; die Kinder schliefen friedlich in ihrem kleinen Bettchen zusammen; draußen heulte der Sturm, während die Wände des Häuschens bebten, und trieb den feinen Schnee bis mitten in die Stube durch die vielen Fugen und Risse der morschen Fensterrahmen. Drinnen aber betete Iwan brünstig um Errettung Bewahrung oder ein seliges Ende. Er bot dem Heiland noch einmal sein Leben für das der Seinen an, aber er wußte ja, dessen bedurfte es nicht; er konnte sie auch so retten.

Voll fieberhafter Erregung lauschte die Mutter auf jedes Geräusch; aber wenn sie auch von Ferne allerlei ungewöhnliches Getön vernahm, ihrer Hütte nahte sich nichts. Sie konnte auch nicht hinausgehen, um sich danach umzusehen; der Weg war völlig versperrt.

Unterdessen hatten die Franzosen das Dorf passiert, hatten zerstört und mitgenommen, was sie brauchen konnten, aber den Weg zu der Hütte der Witwe hatte niemand entdeckt, so völlig verschneit war derselbe gewesen.

Der Morgen kam. Nur ein trübes Licht schien zu den trüben kleinen Fenstern herein; denn der Schnee lag beinahe bis an das Dach der kleinen Hütte, und auch die Tür war völlig zugeschneit. Der Wind hatte nachgelassen, aber es schneite noch fort.

Nach drei Tagen trat Tauwetter ein, und Iwans Mutter, welche keine Lebensmittel im Hause hatte, bahnte sich einen Weg ins Dorf. Da sah sie den Schrecken der Verwüstung. Die Leute begannen zurückzukehren, aber Tränen und Wehklagen erschollen aus aller Mund über ihre vernichteten Heimstätten. Einigen wenigen konnte Iwans Mutter Obdach anbieten, aber viele hatten nicht Raum unter ihrem Dache.

Als sie heimkam und Iwan erzählte, wie es im Dorfe aussah, stürzten ihm die Tränen aus den Augen.

„Welch ein Wunder hat Gott getan," rief er.

„Ja, welch ein Wunder, mein Sohn! Jetzt sage nicht mehr, daß du nichts für deine Mutter und Geschwister tun kannst; dein Gebet hat uns gerettet!" —Ev. Zeitschr.

Was macht der Zimmermannssohn?

Der römische Kaiser Julian der abtrünnige — 361 bis 363 n. Chr. — hatte sich die Ausrottung des Christentums zur Lebensaufgabe gesetzt. Nur dann, äußerte er nach dem Berichte seines Freundes, des heidnischen Philosophen Libanius, „wollte er sich als den Wohltäter der Menschheit achten, wenn es ihm gelingen würde, seine Untertanen von der gottlosen Empörung wider die unsterblichen Götter zurückzubringen, d. h., sie wieder zu Heiden zu machen. Er überschüttete die „törichten Galiläer, wie die Christen in seinem Edikt genannt werden sollten, mit dem bittersten Hohne und stellte in seinem Palaste zum Spotte ein Schauspiel der unter einander hadernden christlichen Sekten an. Den Christen wurden alle höhere Schulen untersagt. Die Abtrünnigen wurden befördert. Alle Sekten erhielten Freiheit, nicht weil der Kaiser die Freiheit liebte, sondern daß sie der rechtgläubigen Kirche schaden sollte. Die Christen wurden für unfähig zur Verwaltung von Geldsachen erklärt. Wer den Götzen nicht opferte, sollte zwar kriegspflichtig, aber nicht kriegsfähig sein und darum einen besonderen Tribut entrichten. Ihr Gott verbiete ihnen ja das Schwert, höhnte der Kaiser. Alle diejenigen, welche vordem an der Zerstörung heidnischer Tempel sich beteiligt hatten, sollten sie jetzt wieder aufbauen oder den Schaden vergüten, außerdem aber bestraft werden. Die Zeugen Christi wurden verbannt, angeblich als unduldsam wegen ihrer Angriffe auf das Heidentum, und damit wegen Majestätsbeleidigung. Dem Kaiser zum großen Gefallen erlaubten sich die heidnischen Beamten gegen die Christen alle möglichen Grausamkeiten und Ungerechtigkeiten. Kirchen wurden geplündert, Prediger mißhandelt und getötet, Frauen und Jungfrauen geschändet und dergleichen mehr. Vielerorten floß Christenblut, wie zu Alexandrien, Gaza und Heliopolis. Christliche Jungfrauen wurden zerhauen und den Schweinen als Futter vorgeworfen. Der „liberale" Kaiser hatte es nicht geboten, es aber auch nicht verhindert, sondern sich vielmehr darüber gefreut. Kam eine Klage der Christen hierüber zu seinen Ohren, so pflegte er mit teuflischem Spotte zu antworten: Euer Gott hat euch ja geboten, daß ihr das Leiden still und geduldig tragen sollt. „Seine Milde," schreibt darum der Kirchenvater Gregor von Nazianz über Julian, „war äußerst grausam. Seine ganze Politik bestand darin, gewalttätig zu verfahren, ohne daß es den Schein der Gewalt hatte." Wo er irgend einen Schein des Rechtes finden konnte, zog er die Güter der Kirchen zu seinen Gunsten ein. „Wahrscheinlich," rief er bei einer solchen Gelegenheit aus, „so zeige ich mich als der wahre Freund der Galiläer. Ihr bewunderungswürdiges Gesetz hat ja den Armen das Himmelreich verheißen; gewiß werden sie also weit leichter auf der Bahn der Tugend und des Heils forschreiten, wenn sie durch meine Hilfe vo nder Last weltlicher Besitztümer befreit werden." Man weiß wirklich nicht, ob gewisse Fortschrittsleute des 19. Jahrhun-

derts bis zur Weisheit Julians zurückgeschritten sind, oder ob dieser schon bis zur heutigen Tagesweisheit vorgeschritten war.

Ueber die Christenheit jener Zeit war ein Gericht gekommen, in welchem vieler Herzen Gedanken offenbar werden sollten. Die verödeten Götzentempel wurden wieder mit Opferduft und Lobgesängen erfüllt. Es flossen Ströme Bluts von Stieren und Böcken, so daß man bereits über den Abgang der Ochsen und den fühlbaren Mangel in den Metzgerbuden zu klagen anfing. Alle Opferpriester waren als Vermittler zwischen Göttern und Menschen unantastbar und hoch zu verehren. Der Kaiser selbst beschaute mit den Wahrsagern die Eingeweide der Opfertiere, aus welchen die Zukunft verkündigt wurde, die Tage wurden der Deutung geweiht und die Nächte mit Zauberkünsten zugebracht. Die Weltweisheit richtete sich, wie immer, nach dem Winde, und der Kaiser konnte in einem Briefe an den Präfekten Arsacius von Galatien schon nach kurzer Zeit triumphieren, er habe Erfolge erreicht, wie man sie noch jüngst kaum zu erwarten und zu erflehen gewagt hätte. Das ganze Gewohnheits-, Hof- und Staatschristentum brach zusammen. Alle Feinde schrieen d erKirche zu: „Wo ist nun dein Gott?" Der Herr aber schwieg eine Zeitlang, bis seine Stunde kam. Die aufrichtigen Seelen bewährten sich und der Glaube wuchs in der Anfechtung. „Fürchtet euch nicht, liebe Kinder," tröstete Athanasius die Christen zu Alexandria, als er von dort fliehen mußte. „Es ist nur ein Wölklein, das bald vorübergehen wird." Es gab in dieser Zeit auch herrliche Bekenntnisse und selbst angesehene Heiden wurden durch die Kraft Christi überwunden, so daß sie es nicht lassen konnten, öffentlich zu bezeugen. sie müßten alle Weisheit für Schaden und die Schmach Christi für höhere Ehre achten, als alles, was ihnen der Kaiser bieten könne.

In schäumender Wut beschloß der Kaiser, weitere Schritte gegen die Galiläer zu tun. Er schrieb einen Brief an die Häupter und Vorsteher der Juden, worin er sie ermahnte, sie sollten für ihn und sein Reich beten und baldigst eine Gesandtschaft an seinen Hof schicken. Die Gesandten ließen nicht lange auf sich warten. Der Kaiser fragte sie, weshalb ihr Volk dem Gesetze Mosis nicht mehr nachkäme, sondern die Opfer unterließe. Sie erwiderten, es wäre ihnen zum Opfern ein bestimmter Platz vorgeschrieben, nämlich Jerusalem und der Tempel, seitdem Stadt und Tempel wüste lagen, mußten sie es lassen; denn anderswo zu opfern hätten sie kein Recht. Julian gebot ihnen nun, den Tempel Salomos wieder zu bauen und daselbst nach alter Gewohnheit gleich ihren Vätern zu opfern. Er wollte das Werk auch durch kaiserliche Beamte beaufsichtigen lassen und gab ihnen hierzu Unterstützung von den öffentlichen Geldern. Auf diese Weise hoffte er die Weissagung Christi zuschanden zu machen, nach welcher der Tempel nicht wieder gebaut werden soll. Die Juden hörten seine Rede mit Freuden u. erließen alsbald Aufrufe an ihre Glaubensgenossen, sich zu rüsten. Vielerorten wurden sie den Christen gegenüber so unverschämt und frech, wie nur ein Jude werden kann. Zu Damaskus brannten sie zwei Kirchen nieder; ebenso zu Gaza Askalon, Berytus, Alexandria und anderswo. Im Uebermut drohten sie, die Christen sollten von ihnen bald noch mehr zu leiden bekommen als von den Römern. Von Alypius, einem Günstling des Kaisers, angefeuert, zogen sie schaarenweise aus allen Himmelsgegenden nach Jerusalem. Die Weiber brachten ihren Schmuck zusammen und achteten ihre kostbaren Kleider für nichts. Man gebrauchte silberne Spaten und Aexte, um das Fundament zu legen. Es kam eine ungeheure Menschenmenge in Jerusalem zusammen und alles war in fieberhafter Aufregung. Der Kaiser bereitete sich indessen zu einem Kriegszug gegen die Perser. Er hatte den Juden geschrieben, nach Beendigung dieses Krieges hoffe er in Jerusalem den Göttern selbst sein Gelübde bezahlen zu können. In dem Götzentempel gelobte er auch bereits, er werde nach der siegreichen Rückkehr aus Persien zur öffentlichen Christenverfolgung schreiten, denn die Götter könnten nicht anders versöhnt werden als durch das Blut der „Galiläer". In Jerusalem wollte er dann ein Theater errichten und die Christen mit wilden Tieren kämpfen lassen.

Bange sahen die Christen der Zukunft entgegen. In Jerusalem wurde eine Unmasse Baumaterial aufgehäuft und das Fundament des Tempels bloßgelegt. Der dortige Bischof Cirollus wies den Kindern Gottes aus den Weissagungen Christi und Daniels nach, daß die Feinde den Tag vor dem Abend lobten; denn alle ihre Mühe solle vergeblich sein. Plötzlich kam ein furchtbarer Sturm mit Regen und Frost und zerstörte den Haufen von Kalk und verschiedenem Baumaterial. Man ließe sich jedoch nicht abschrecken. Aufs Neue wird mit den Trümmern aufgeräumt und schon war das Fundament soweit frei, daß taas darauf mit dem Neubau begonnen werden sollte. In der Nacht aber fand ein furchtbaresErdbeben statt und zerstörte nicht nur die Grundmauern des Tempels samt vielen Nachbargebäuden. sondern brachte auch einer Anzahl von Arbeitern den Tod. Allein die Bosheit wollte trotzdem nicht ablassen wider den Herrn zu streiten. Als der erste Schrecken vorüber war. wollte man das Werk nochmals angreifen. Aber Feuerflammen sollen Instrumente und Material nebst etlichen Arbeitern verzehrt haben. — Auch der heidnische Geschichtsschreiber Ammininus Marcellinus berichtet. man habe den Elementen weichen und aus Furcht vor den häufig hervorbrechenden Feuerkugeln von dem Werke abstehen müssen. Viele Juden erkannten den Finger des Herrn und kamen zu dem Gekreuzigten.

Indeß war der Kaiser weit nach Persien vorgedrungen. Es schien zum glücklichen Ende zu kommen; denn der Perserkönig bat um Frieden. Julian aber drang auf Schlacht. Sein Freund und Berater Libanius traf inzwischen Vorbereitungen zur Ausrottung des Christentums. Einen christlichen Lehrer, welchem er um diese Zeit auf den Straßen von Antiochia begegnete, fragte er mit beißendem Spotte: „Was macht jetzt der Zimmermannssohn?" Der Gefragte aber antwortete ruhig: „Der Schöpfer aller Dinger, den ihr als Zimmermannssohn verspottet, zimmert eben eurem Kaiser einen Sarg." Dieses Wort sollte zur Weissagung werden, denn nicht lange nachher trug man den Kaiser im Sarge durch die Straßen von Antiochia. In der Schlacht hatte ihn ein Pfeil durchbohrt, ohne daß jemand bemerkt hatte, woher er kam. Die Soldaten fanden den Kaiser in seinem Blute liegend und klagend, daß weder der Kriegsgott Mars ihm geholfen, wie er zugesagt, noch Apollo seine Verheißungen gehalten, noch Jupiter mit seinem Blitze die Vermessenen niedergeschmettert habe, sondern alle seine Götter ihn verlassen hätten. Dabei stieß er Verwünschungen aus gegen den Gott der Christen, spritzte eine Hand voll Blutes gen Himmel und starb mit dem verzweifelten Ausrufe: „So hast du dennoch gesiegt, Galiläer!" Das war das Ende des Kampfes wider den Herrn und seinen Gesalbten. Des Menschen Sohn sitzet noch heute zur Rechten der Kraft, welcher alle seine Feinde zu seiner Zeit zum Schemel seiner Füße legt. —Wechselblatt.

Vereinigte Staaten

California.

Sanger, California, den 23. Oktober 1912. Editor und alle Leser! Schon lange habe ich keinen Bericht eingesandt und ich wollte es beinahe auch schon aufgeben, weil ich im letzten Bericht einen Todesfall wiel ich im letzten Bericht einen Todesfall berichtete und das Alter angeben hatte, und dann mußte ich die Schuld tragen und bekam einen solchen scharfen Verweis, daß ich nicht froh sein konnte, bis ich die Sache auf den rechten Punkt gebracht hatte. Wie ich erfahren habe, würde mancher gern etwas an die Rundschau schreiben, aber er will sich nicht tadeln lassen; Lügen und Verleumdung darf man keine schreiben.

Am 13. Oktober waren wir in Reedley auf dem Liebesmahl. Da waren von mehreren Gegenden die Sänger, und jeder Chor sang allein. Man dachte, wie schön doch alle gesungen haben, und was für verschiedene Melodien da wären. Wäre gern zu Abend geblieben, aber wir waren mit Br. David Andres auf dem Auto gefahren, und weil es nach Regen aussahe, traute er seinen Rosinen nicht. Dann fuhren wir in 35 Minuten die 16 Meilen bis daheim über, und wir erzählten uns von dem schönen Gesang. Es waren sehr viele Menschen auf dem Fest.

Am 20. Oktober hatten wir etliche gesegnete Versammlungen. Br. M. B. Fast hat uns besucht. Die Abendversammlung war bei Bruder Johann Rieß in Sanger.

Gottl. Benzler.

Sanger, Calif., den 22. Oktober 12. Lieber Editor!

Ich schicke dir heute einen Dollar für die

Rundschau, was ich schon längst tun wollte, aber immer verhindert wurde durch die viele Arbeit, denn ich habe mir bei Sanger 40 Acres angepflanztes Land gekauft und die Ernte ist dieses Jahr sehr gut, aber die Preise sind schwach. Die Farmer aber stehen zusammen und wollen probieren, sich nächstes Jahr selbst die Preise zu machen, was sie schon früher hätten tun sollen. Aber wenn auch einer etwas ausfindet, so kann kaum der Zehnte trauen, ob es nicht wieder Humbug ist, denn die Englischen stehlen nicht bei Nacht, sondern denken sich etwas ganz besonderes aus, als wollten sie es für die Leute gut und recht machen, bis aber die Sache aus ist, haben sie sich den Säckel gefüllt und die Farmer haben den Schaden. Fast alle Jahre ist etwas neues, und sie finden immer etwas aus und finden ihm einen schönen Namen. Einmal bildeten sie eine Gesellschaft und gaben den Leuten 2 Cent (das Pfund? Ed.) und wollten die Rosinen teuer verkaufen. Doch ehe es fertig war, sollte mancher noch bis $200 zurückzahlen. Jetzt heißt es „Raisins Company", das ist doch wieder kein so schlechter Name; denn alles heißt hier Company. Zehn Dollar gibt jeder, der beitritt; manche sollen $500 bis $1000 dazugegeben haben. Jetzt soll nochmals jeder $100 schreiben. Wer kann trauen? Mit verzagtem Herzen schreibt mancher auf Hoffnung.

Heinr. Kramer.

Winton, Calif., den 28. Oktober 12. Liebe Rundschau!

Ich will heute abend wieder etwas für deine Spalten schreiben. Wir hatten anfangs dieses Monats Kansasgäste. Werde einige aufnennen: P. P. Johnson und J. B. Unruh von Galva, und B. B. Unruhs von Greensburg; auch Abr. G. Entzen von Inman, Kansas, kamen hier bei meinen Eltern an. Sie gingen aber gleich weiter bis nach Escondido, um dort auch Abr. Krökers zu besuchen. Frau Kröker ist die Schwester der Frau Entz.

Den 5. des morgens gingen auch P. P. Johnson, J. B. Unruh und B. B. Unruhs von hier nach Escondido, dort Freunde und Bekannten zu besuchen. aber B. B. U. kamen den 8. wieder zurück, worauf sie den 10. nachmittag 4 Uhr 40 Minuten hier in Atwater den S. P. Zug bestiegen und nach Wallawalla. Wash., fuhren, dort ihren Sohn Tobias zu besuchen.

Sonntag morgen, den 13. d. M. kamen Geschwister Abr. G. Entzen wieder zurück von Escondido, worauf er gleich vorm. in der Versammlung eine Rede über Matth. 11, 25 bis Ende hielt. Den folgenden Nachmittag hatten wir eine Unterhaltungsversammlung bei Geschw. J. B. Ratzlaffs. Abends, den 14. waren Heinrich Wohlgemuts von Anaheim, California, in unserer Versammlung. Sie sind die Eltern des Heinrich Wohlgemut, der sich bei Winton hier im Sommer 1911 niederließ.

Letzten Mittwoch, den 23. nachmittag fuhren Abr. Entzen von Atwater schon retour; ihr Vorhaben war aber, erst noch bei Las Animas, Colorado, anzuhalten, und dort über Sonntag zu verweilen. Aber ehe sie von hier weggingen, waren wir noch bei den alten Geschwistern Cor. Giesbrechts zusammen, wo passende Lieder gesungen worden. Auch das Lied: „Gott mit euch, bis wir uns wiedersehen." Dann wurde Schluß gemacht, worauf Bruder und Diener Abr. Entz noch ein ernstliches Gebet hielt.

Also waren Geschw. Entzen das andere Mal beinahe 11 Tage in unserm Geschwisterkreis, aber wie es ihnen hier überhaupt unter uns gegangen hat, bleibt ihnen allein bewußt. ——— ?

Diener Entz hat uns fleißig mit dem Wort Gottes gedient während der Zeit ihres Hierseins, werden wir es nicht befolgen, so wird die Strafe so viel schwerer auf uns fallen, dieweil wir's gewußt und doch nicht getan, denn der wissende Knecht wird viele Streiche leiden müssen. Luk. 12. 47. O, könnten wir doch allezeit der Stimme gehorsam sein, wo es heißt in Off. 22, 17: „Und der Geist und die Braut sprechen: Komm. Und wer es höret, der spreche: Komm. Und wen dürstet, der komme; und wer da will, der nehme das Wasser des Lebens umsonst."

Lasset uns so leben, wie wir, wenn wir sterben. wünschen werden gelebt zu haben.

Das Wetter ist befriedigend. Wir bekommen schon schöne Regenschauer, die den Boden viel fruchtbarer machen. Auch bekommen wir schon leichte Nachtfröste also, daß die Süßkartoffelranken verfroren sind. Meine Nachbarn sind noch immer fleißig am Süßkartoffeln ausmachen. Dieselben preisen hier in Atwater, wenn ich richtig bin, 90 Cents per Crate.

Bei meinen Eltern hatten sie das Unglück, daß ihnen den 3. d. M. der Hühnerstall niederbrannte, ist aber weiter kein Schaden geworden. — Endlich haben sie das Winton - Hotel fertig, nachdem sie vielleicht ein halbes Jahr daran gebaut haben. Nun sie haben es auch alles sehr praktisch und „up-to-date" eingerichtet.

Ganz unerwartet erblickte ich den kurzen Bericht des H. E. Nichols, Isabella, Okla., in No. 43 der werten Rundschau, wo es heißt „Aus Mennonitischen Kreisen," wodurch ich erfahre, daß ihr noch am Leben seid. Jetzt ist mein Wunsch, du möchtest auch weiterhin recht oft Berichte einschicken, denn die Rundschau ist der sicherste Bote, durch welchen wir wöchentlich Neuigkeiten bekommen von nahe und ferne.

Heinrich, schreibe mir doch einmal einen Brief, die Antwort will ich nicht schuldig bleiben. Berichtet uns von eurem Befinden, sowie auch von den Freunden und Bekannten.

Schließe mit einem Wohlwunsch an alle Rundschauleser.

J. B. u. Anna Köhn.

Kansas.

Inman, Kans., den 25. Oktober 12. Werter Editor! Gottes Segen sei dir zuvor gewünscht. Ich will heute ein wenig an die Rundschau schreiben, und gehe gleich nach Rußland, nach Vetter Peter Bergman, Ladekopp. Deinen Aufsatz vom Februar, lieber Vetter, habe ich gelesen, den vorigen, wovon du erwähnst, wohl nicht. Ich wollte sonst schon eher schreiben, hatte aber die betreffende Nummer der Rundschau verlegt und konnte sie bis jetzt nicht finden. Es hat mich gefreut, einen Bericht von dir zu lesen und etwas von der Freundschaft zu erfahren. Liest Vetter Jakob Bergmann auch die Rundschau? Dann sei auch von uns gegrüßt. Ja, ja, wir werden allt; mein Mann ist 58 und ich bin 57 Jahre alt. Meine Schwester Marie Friesen lebt noch. Von ihr werdet ihr wohl einen Brief bekommen haben. Dann ist Bruder Jakob Pauls, den du erwähnst, der ab und zu in der Rundschau schreibt, und Schwester H. Neufeld, und die Brüder Heinrich, Johann und Abraham Pauls. Die Großmama wohnt bei Schw. Neufeld auf dem Hofe.

Bruder Johann schreibt ab und zu der Rundschau. Aber der David Pauls, den du erwähnst, ist kein Verwandter an uns.

Ihr lieben Freunde Gerhard und Abraham Enns, über welche mein Mann Onkel ist, was macht ihr? Da ist auch noch eine Witwe Gerhard Enns.

Gesund sind wir sonst alle, außer Schwester Neufeld ihre Tochter Neta, die ist krank, welches für die Schwester recht schwer ist. Das Wetter ist schön und der Winterweizen ist grün.

Seid alle herzlich von uns gegrüßt.

Frau u. Johann Enns.

Kansas.

Hillsboro, Kans., den 1. November 1912. Lieber Editor und Leser der Rundschau! Ich kann von hier berichten, daß wir eine sehr bewegliche Woche verlebt haben, denn vorige Woche, Freitag und Sonnabend kamen viele Geschwister zugereist vom Norden, Süden, Westen und Osten zum Fest. Sonntag war auch sehr schönes Wetter, und viele kamen auf Autos und anderen Fuhrwerken, daß das große Zelt lange nicht alle fassen konnte. Wir hatten einen sehr gesegneten Tag, vormittag, nachmittag und abends. Viele herrliche Wahrheiten wurden uns zu Gemüte geführt. Auch der Mission wurde gedacht in Worten und mit der Tat. Die Kollekte brachte über $1,100. Der Herr möchte es mit seinem Segen begleiten, daß alles möchte zur Verherrlichung seines heiligen Namens gereichen!

Montag war es recht windig, aber nicht kalt. Dienstag und Mittwoch, die Konferenztage, war das Wetter noch gut, aber zu Donnerstag gab es Regen und Schnee; aber nicht soviel, daß es hinderlich wurde. Es waren sehr viele von Saskatchewan, Manitoba, Minnesota, Dakota, Nebraska, Oklahoma, und auch von Colorado. Wir haben viele Freunde und Bekannte begrüßen dürfen. So viel Besucher haben wir in Hillsboro, Kans., d. h. zum Zwecke religiöser Versammlungen, noch

niemals gesehen. Möchte der Same, welcher in dieser Zeit so reichlich ausgestreut worden ist, Frucht bringen für die Ewigkeit, ist mein Wunsch.

Ganz ohne Unglück ist es auch nicht abgegangen. Wie ich gehört habe, ist Br. P. A. Wieben das Pferd scheu geworden, ein Rad am Buggy gebrochen und beide auf die Erde gefallen und verletzt. Br. J. A. Wiebe, Lehigh, hatte den Schaden so gut es ging, zurecht gemacht.

Unsere lieben Freunde in Rußland, Manitoba und Saskatchewan und wo sie auch sein mögen, möchte ich noch wissen lassen, daß meine liebe Frau noch sehr leidend ist, seit September schon über zwanzig Jahre. Die Kräfte, sowie Gesicht und Gehör nehmen ab und die Altersschwächen nehmen zu. Sie ist auch schon 78 Jahre alt. Dem Herrn sei Lob und Dank, daß ich und die Tochter noch gesund sind und sie bedienen können.

Endlich, endlich muß es doch
Mit der Not ein Ende nehmen;
Endlich bricht das harte Joch,
Endlich schwindet Angst und Grämen;
Endlich muß der Kummerstein
Auch in Gold verwandelt sein.

Allen Rundschaulesern Gruß und Wohlwunsch!

D. M. Klaassen.

Michigan.

Auburn, Mich., den 1. November 1912. Gruß zuvor an Editor und Leser! An Tagesneuigkeiten nehmen die politischen wohl den ersten Platz ein. Kommt man zur Stadt, so kennt einen ein jeder, ob man ihn auch niemals zuvor gesehen hat. Das Händeschütteln wird so stark getrieben, daß man manchmal beide Hände zugleich hinreichen muß. Es ist doch sonderbar, daß man hier in Amerika so geehrt wird, aber leider trifft es sich nur alle vier Jahre. Nach dem Wahltage wird man weniger erkannt und beinahe gar nicht begrüßt. Wenn diese Zeilen werden in Druck erschienen sein, wird der Wahlkampf schon entschieden sein. Einer ist für Wilson, ein anderer für Taft, aber die Mehrzahl hier ist für Roosevelt; unter den letzteren bin auch ich. Wir hoffen, der gebe uns ein gutes Staatsoberhaupt, das nach allem Rechten sieht und des Landes Wohl pflegen wird, auf Gottes Gnade und Schutz vertrauen und zu seiner Ehre regieren wird.

Mein jetziger Wetterbericht ist verschieden von dem vorigen. Freitag, den 11. Oktober hatten wir hier eine seltsame Naturerscheinung. Von 8 Uhr abends bis 9 Uhr morgens war ein stockfinsterer Nebel und ein fortwährendes Blitzen ohne Donner, ein richtiges Naturspiel. Dann aber nach zwei Uhr kam ein Schlag, daß alle Fenster zitterten und die Erde bebte, und es schlug ein. Ich sprang auf, sahe einen Lichtschein und meinte, meine Scheuer brenne. Als ich aber gut um die Ecke war, war es weiter ab. Genau zwei Meilen von hier hatte es in eine neue Scheune eingeschlagen, die brannte jetzt mit ihrem ganzen Inhalt nieder. Da der Wind an Heftigkeit zunahm, ging das Feuer auch auf die alte Scheunne über und dann auf den Getreidespeicher, Hühnerhaus und Schweinestall. Auf dem Hofe verbrannte alles. Zuletzt trug der Wind noch brennende Schindeln auf das Wohnhaus. Dieses wurde aber von den Nachbarn, die in Haufen herbeiströmten, gerettet. Da der Wind immer noch an Stärke zunahm, so kamen auch die Nachbarhäuser in Feuersgefahr. Aber tüchtige Wachsamkeit und Arbeit verhinderten ein weiteres Umsichgreifen der Flammen. Ungefähr die Hälfte des Vermögens war versichert.

Dann schlug das Wetter um und eine kalte Welle folgte, was in der Natur eine große Veränderung bewirkte; alles wurde gelb und reif. Darauf folgte wieder Regen, der aber nicht von langer Dauer war. So folgte Sonnenschein und sehr warmes Wetter. Die Straßen trockneten und das Rüben- und Getreidefahren wurde auch in Eile betrieben. Heute nun, den 1. Oktober, regnete es wieder, und hin und wieder lassen sich kleine Schneeflocken sehen. Gott gebe, daß es noch wieder schön werde, denn viele Zuckerrüben und Gemüse sind noch im Felde.

Weiter will ich noch von hiesiger Gegend berichten, daß hier vor ungefähr 10 Jahren durch Zufall Weichkohlen entdeckt wurden. Sie liegen in einer Tiefe von 150 Fuß und ihre Dicke ist von drei bis neun Fuß. Das gab dieser Gegend einen großen Aufschwung. Schachte wurden gebaut, etwas anders als in Pensylvanien; sie laufen senkrecht in den Boden. Auf die Nachricht hiervon kamen viele Leute aus dem Osten hierher, um in den Gruben zu arbeiten. Etliche Gruben sind schon geschlossen, aber es werden immer wieder neue aufgemacht. Von Auburn bis Bay City sind es zehn Meilen. Auf dieser Strecke sind sechs Bergwerke in tätiger Arbeit. Und in anderen Counties werden immer neue eröffnet. Der Preis der Kohle von der Grube $2.50 per Tonne, die Tonne zu 2,000 Pfund gerechnet. Jetzt kommt wieder eine Ueberraschung. In einer Tiefe von 2,800 Fuß, die man durch Bohren erreichte, hat man auf mehreren Stellen Petroleum entdeckt, welches 50 und mehr Fuß in die Luft schießt. Zwei Brunnen sind schon fertig zum Schöpfen. Nun werden die Farmer mit Mineralpachtkontrakten gequält. Bei manchen Farmern sollen bisweilen bis 20 Automobile verschiedener Körperschaften, die Kapital haben, stehen. Die Herren Farmer sind diesmal vorsichtiger als vormals beim Kohlenverpachten. Manche, ja die Mehrzahl wurde tüchtig betrogen. Geld regiert die Welt, so auch hier. Wenn nach dem geistlichen Gut für die Seele des Menschen solch ein Rennen und Jagen wäre, dann würde des Herrn Reich auf Erden blühen und die Welt in Frieden und Eintracht wohnen; aber so gibt es noch mehr Unfriede und Zwietracht.

Heute, noch ehe der Brief fortging, Es hat die ganze Nacht geschneit und der Boden ist ungefähr vier Zoll mit Schnee bedeckt. Aber derselbe ist am Schmelzen; etwas Ungewöhnliches für diese Gegend. Die Straßen sind ein Morast. Da hier schwarzer Lehmboden ist, so ist es schwer, mit leerem Wagen durchzukommen, vielmehr noch mit einer Ladung. Nun, der Mensch muß sich zufrieden geben, zu ändern ist es nicht. „Was Gott tut, das ist wohlgetan.

Nochmals alle grüßend, auch die in Rußland, bitte ich diese letztern noch, laßt von euch hören! Wir sind alle gesund und danken Gott für seine große Güte.

Bitte zum Schluß, den Danksagungstag nicht zu vergessen und der Armen und Dürftigen zu gedenken.

John Kaweck.

Nebraska.

Beatrice, Nebr., den 29. Oktober 1912. Wieder hat der Herr nach seinem heiligen Rat unsere Gemeinde am vorigen Sonntag an ein offenes Grab geführt. Am letzten Mittwoch, den 23. dieses Monats hat der allweise Gott unsern lieben Glaubensbruder Gerhard Enß heimgerufen, und wie wir fest hoffen, in die ewige Herrlichkeit aufgenommen.

Er starb nach einem langen, schweren Krankenlager von 18 und einhalb Wochen an den Folgen eines Schlaganfalles, wie schon in der Korrespondenz von Beatrice im letzten Blatt berichtet wurde. In dieser Zeit waren seine Gedanken meistens nicht ganz klar, aber eine große Gemeinde hat ihn im Gebet hingetragen zu dem lieben Heiland, der in den Tagen seines Erdenwallens niemand, keinen ungeheilt von sich ließ, der sich ihm im Glauben nahte.

Der liebe Gott hat der Gattin Kraft und Stärke gegeben die schwere Pflege bis zu Ende auszuführen, obgleich sie sich selbst nicht wohl fühlte.

Im Trauerhause sprach Prediger Peter Reimer über die Worte: „Solches geschieht auch vom Herrn Zebaoth, denn sein Rat ist wunderbarlich und führet es herrlich hinaus." In der Kirche hatte Prediger J. K. Penner den Text: „Welcher will, daß allen Menschen geholfen werde, und zur Erkenntnis der Wahrheit kommen." Nach eindringlichen Trosteswörten für die Hinterbliebenen und Aufmunterung zum Glaubenskampf für uns alle, sagte Prediger Penner, wie wohltuend und erhebend es sei, wenn an solchem Tage, wie der heutige, die Gemeinde so vollzählig, so teilnehmend, das Gotteshaus füllt; es zeigt, es gehen Ewigkeitsgedanken durch die Gemeinde.

Zum Gebet am Abend im Trauerhause nach der Beerdigung versammelt, sprach unser Aeltester Gerhard Penner über das köstliche Wort: „Nun aber bleibt Glaube, Hoffnung und Liebe, diese drei, aber die Liebe ist die größte unter ihnen." Nach dem treuen Hinweisen auf die Liebe dessen, der uns zuerst geliebt, wurden wir auf die Notwendigkeit herzlicher, aufrichtiger Nächstenliebe hingeführt. Die Kinder möchten die Liebe, die früher Vater und

Mutter umfaßte, jetzt in zarter Rücksicht an der nun alleinstehenden Mutter ausüben.

Wenn dann nach solcher Rede und dem Singen schöner Verse eine tiefe, heilige Stille entsteht, dann sprechen unsere Prediger, diese erfahrenen Gottesmänner, über den köstlichen Schatz, den wir im Worte Gottes finden und gern lauschen die Anwesenden solcher Unterhaltung.

Kurzer Auszug
aus dem Lebenslauf des Verstorbenen.

Am 23. Oktober 6 einhalb Uhr starb in Beatrice, Neb., Gerhard Enß an den Folgen eines Schlaganfalles im Alter von 64 Jahren, 3 Monaten und 14 Tagen. Er war am 9. Juli 1848 in Halbstadt, Westreußen, geboren. Seine Eltern waren die Eheleute Aron und Judith Enß, geb. Dyck. Seinen Vater verlor er in seinem 10., und seine Mutter in seinem 13. Jahre. Es nahmen sich seiner und seiner zwei Schwestern sein Onkel und seine Tante Jakob Matthies liebevoll an und zog er im Jahre 1862 mit ihnen nach Neuhoffnung bei Samara in Rußland. Dort empfing er am Pfingsttage im Jahre 1867 auf das Bekenntnis seines Glaubens die heilige Taufe vomAeltesten Dietrich Hamm. Am 2. Februar 1877 trat er in den heiligen Ehestand mit der Jungfrau Maria Matthies und dieser Ehe segnete der Herr mit 13 Kindern, von denen ein Knabe im zarten Kindesalter dem Vater in die Ewigkeit voranging. 1894 kam er mit seiner Familie in dieses Land und wohnte zuerst bei Newton, dann in Newton, Kans., und 1906 zog er hier nach Beatrice, Nebraska. Ihn betrauern schmerzlich die tiefbetrübte Witwe, vier Söhne, acht Töchter, 5 Schwiegersöhne und zehn Großkinder und viele Verwandte und Freunde.

Unser lieber alter Freund Peter Penner sen., den der liebe Gott so schwer heimgesucht hat, indem er ihm seine teure Gattin nahm, mit der er 49 Jahre so innig, treu und fest vereint gewesen, feierte gestern seinen 89. Geburtstag, in geistlicher und leiblicher Frische, für die dem treuen Gott die lieben Seinigen innig danken. Der liebe alte Bruder erfährt die Macht und Kraft der Fürbitte, um die er gebeten. Er kann in stiller Ergebung seinem Herrn sein Kreuz nachtragen und in den nächststehenden Versen, welche wir an dem Tage vereint sangen, sprach sich sein Glaube und dieHoffnung seiner Seele aus:

Die Sünden sind vergeben!
Das ist ein Wort zum Leben
Für den gequälten Geist.
Sie sind's in Jesu Namen;
In ihm ist Ja und Amen,
Was Gott uns Sünder je verheißt.

Wenn ich von hinnen scheide,
So mach' mir das zur Freude,
Daß ich begnadigt bin.
Im Glauben an Vergebung
In Hoffnung auf Belebung
Geh' ich alsdann im Frieden hin.

Freundlich grüßend,
Andreas Wiebe.

Hampton, Nebr., den 1. November 1912. Werter Editor und Leser der Rundschau!

Da in letzter Zeit sich manches ereignet hat, so will ich versuchen, etwas davon mitzuteilen. Zuerst etwas über das Begräbnis, welches wir in letzter Zeit hatten.

Es hat dem Herrn gefallen, wieder eine Lücke in unsere Reihen durch den Tod Tod zu machen. Es erging der Ruf: Komm wieder, Menschenkind! an die Schwester D. D. Ediger. Es gefiel dem Herrn, die Schwester an einer langwierige Krankheit, dem Typhusfieber, erkranken zu lassen. Sie ist etwas über vier Wochen krank gewesen und zwar recht schmerzlich. Die Schwester Katharina Ediger ist eine geborene Quiring. Sie wurde geboren den 9. Juni 1884 und starb den 20. Oktober 1912, ist also 28 Jahre, 4 Monate und 11 Tage alt geworden.

Sie bekehrte sich in ihrer Jugend und wurde durch die Taufe in die M. Br. Gemeinde aufgenommen. Im Jahre 1904, den 15. März trat sie mit D. D. Ediger in den Ehestand, in welchem sie acht Jahre und sieben Monate und 5 Tage leben durften. In dieser Zeit wurden ihnen vier Kinder geschenkt, wovon ihr ein Söhnchen durch einen schnellen Tod voranging in die Ewigkeit; es verbrühte sich mit kochendem Wasser.

Die Schwester ist selig im Herrn entschlafen. Ihren so frühen Tod betrauern ihr Gatte mit seinen drei kleinen Kindern, die Eltern von beider Seite, und so auch Geschwister.

Sie ist eine Peter Quiringstochter. Sie haben in Rußland noch Verwandte und möchten denselben hiermit Nachricht schikken.

Den 23. Oktober wurde die Leiche unter großer Beteiligung zu Grabe getragen. Im Trauerhause hielt J. J. Kliewer eine Ansprache, in der Kirche Abr. Heinrichs von Colorado und J. J. Wiens von Saskatchewan. Unser innigstes Beileid den Betroffenen, der Herr möge sie trösten!

Dann ist zu berichten, daß die Distrikts-Konferenz der M. Br. Gemeinde in der Kirche bei Henderson, Nebraska abgehalten wurde. Sonntag, den 20. Oktober war Erntedankfest und Liebesmahl, dann die folgenden Tage Konferenz. Alles verlief im Segen. Es hatten sich viele Besucher eingefunden, ich werde aber nicht versuchen, sie mit Namen zu nennen. Von hier ging es dann zur General-Konferenz in Hillsboro, Kans. Es fuhren auch recht viel von hier dorthin. Die Meisten sind wohl schon wieder zurück. Es fuhren auch einige per Auto hin, nur schade, daß der Regen ihnen hinderlich wurde zum Zurückfahren.

Cornbrechen ist hier jetzt an der Tagesordnung; es gibt dieses Jahr hier nur wenig, wohl nur von zehn bis 20 Buschel per Acre. Der Gesundheitszustand ist befriedigend. Wir hatten den letzten Oktober den ersten Schnee; derselbe ist aber schon weg.

Grüßend,
J. J. Wiens.

Oklahoma.

Hitchcock, Okla., den 26. Oktober 12. Eine Woche zurück waren die Prediger G. A. Grauer und G. F. Haffner von Clinton, Mo. in Hitchcock. Grauer predigte vormittag und Haffner nachmittags. Die Zuhörerschaft war sehr aufmerksam auf das, was gesagt wurde, denn es waren ernste und zu Herzen gehende Worte. Abends war in der Ostcooper Kirche Versammlung und Sonntag abend in der Westcooper Kirche. Bruder Grauer sprach sehr ernst, und die Folge war, daß wir alle angespornt wurden, treuer dem Herrn Jesu nachzufolgen und mehr zum Werk des Herrn beisteuern zu helfen. Beide Brüder waren hier im Interesse des deutschen Seminars in Clinton, Mo. Denn da ist noch eine ziemliche Schuldenlast, und die sollen wir deutschen Mennoniten hier in Oklahoma und in anderen Staaten tilgen helfen. Unsere vier Gemeinden allhier, Hitchcock, West- und Ostcooper und Omega haben etwa $3,000 auf sich genommen, die sie in kürzester Zeit zur Tilgung der Schuldenlast aufbringen wollen.

Den 22. kam Schwager Jakob Adrian von Mountain Lake, Minnesota, zu uns auf Besuch. Da hatten wir abends viel Gäste, die gekommen waren, den großen Gast zu sehen, und er mußte nun recht viel vom Norden erzählen. Den nächsten Tag besuchten wir Ab. J. Bothen, und es kamen auch da mehrere Besucher hin, und wir wurden mit einem sehr schönen Mittagsmahl bedient. Den dritten Tag ging es bis Isaak Löwens in Hitchcock, denn das ist ja auch ein Schwager. Die alte Witwe Reimer wurde auch nicht übersehen, die ist noch immer so nach alter Art recht munter. Bald kam dann auch die Scheidestunde, und mit dem Nachmittagszuge fuhr er wieder dem Norden zu bis Hillsboro, Kansas. Meine Frau fuhr an demselben Tage auch mit ihrem Bruder Jakob Adrian bis Enid, und von dort nach Clinton, Mo., wo sie unsere Töchter Pauline und Salmine besuchen will. Von dort will sie noch nach Hillsboro, Kansas, und weiter bis Buhler, wo sie zwei Brüder hat, um dieselben zu besuchen.

Jakob P. Haffners Haus ist in der letzten Woche eines Nachts so um Mitternacht mit allem, was drinnen war, abgebrannt. Sie sind mit ihrem einzigen Kinde nur so eben mit dem Leben davongekommen. Wie das Feuer entstanden ist, wissen sie nicht. Es ist ein großer Verlust für solche Anfänger.

Die Omega Cotton Gin Company brachte diese Woche 35 Ballen Baumwolle zur Stadt, welche auch gleich geladen und weggeschickt wurde. 35 Ballen sind 17,500 Pf. Die Pflücker bekommen einen Cent fürs Pfund.

Die Weizenfelder scheinen schon recht

schön grün, nur fehlt es an Regen, daß es Viehweide gebe.

Die Omegagemeinde hielt heute ihren regelmäßigen Jugendverein ab. Das Programm wurde recht schön ausgeführt.

Jacob Thomas.

Plainview, Oklahoma, den 24. Oktober 1912.

Werte Rundschauleser!

Frieden zum Gruß! Ich will berichten, daß wir den 21. ds. M. morgens von unserer Heimat abfuhren nach Clinton, Mo., wo wir die neue Eisenbahn „Clinton, Oklahoma und Western", d. h., den Zug bestiegen, um nach Beaver Co. zu unsern Kindern zu fahren, wo wir gedenken, den Winter zu bleiben. In Hammon mußten wir den Zug verlassen und einen Zug der Wichita Falls und Western Co. besteigen. Weil dieser letztere Zug spät war, brauchten wir nicht lange zu warten, sondern konnten gleich weiter fahren. Wäre der Zug zu rechter Zeit angekommen, so hätten wir da müssen übernachten, nun aber kamen wir 10Uhr abends in Fargan an, wo unser Schwiegersohn H. H. Cornelsen uns vom Zuge in Empfang nahm. Da Forgan nur eine neue Stadt ist, so fanden wir da keinen Raum zur Herberge und fuhren also noch sieben Meilen bis Beaver City. Bei kaltem Wetter und in Sommerkleidung war es doch recht kühl. 12 Uhr kamen wir im Hotel an, nahmen Nachtquartier und schliefen, Gott Lob und Dank, bis morgens. Wenn es auch nicht so gut war, wie wir es zuhause gewohnt sind, so waren wir doch munter, aßen schön Frühstück und fuhren noch 22 Meilen, wo unsere Kinter wohnen. Diese Nacht hatte es recht weiß gefroren. Das war hier der erste Frost in diesem Herbst. In Washita Co. hatte es stellenweise schon eine Woche früher gefroren. Bei Korn hatte der Frost besonders getroffen, aber von unserer Farm bis Weatherford war damals kein Frost.

Die Ernte ist hier recht schön gewesen, nur ist der Preis für Besencorn sehr niedrig, von $40 bis $75 per Tonne —2000 Pfund per Tonne gerechnet. Mit dem Weizensäen sind sie hier noch zurück; es ist noch wenig Weizen gesät worden.

In Washita Co. war schon viel Weizen gesät; einige waren schon fertig. Manche Felder prangten schon schön grün vom neuaufgegangenen Weizen. Solcher schöne, grüne Weizen gibt gute Weide für Pferde und ist gesunder als Stockfood (Viehpulver).

Das Wetter ist hier jetzt windig, kühl und trocken, wenn es auch manchmal nach Regen aussieht, so vergeht es doch wieder und der Regen bleibt aus.

Von hier sind die Brüder G. Bartel und H. M. Just nach Kansas zur Konferenz gefahren. Zum Schluß grüße ich hier noch alle Rundschauleser mit Eph. 6, 10: Zuletzt meine Brüder, seid stark in dem Herrn und in der Macht seiner Stärke.

Peter L. u. W. Jantzen.

Goltry, Oklahoma, den 30. Oktober 1912. Einen Gruß des Friedens wünsche ich allen Rundschaulesern! Die wir hier noch leben und gesund sind sollten dem lieben himmlischen Vater danken und ihn loben für die Liebe, die er uns erweiset. Wir haben gewartet und gewartet auf Regen, und jetzt haben wir einen schönen Regen, gerade jetzt. Auf einigen Stellen war der Weizen schon fast verdorrt; aber dieser Regen wird alles gut machen. Ich glaube, es wird hierauf kalt werden

Jetzt gibt es hier in der Nähe eine Hochzeit. Es sind Daniel B. Buller und Elisabeth Becker, die den 31. Oktober in den Stand der Ehe zu treten gedenken. Den 20. Oktober war eine Hochzeit bei Benjamin Becker, bei Meno, Okla. Das glückliche Paar waren Peter Jantz und Lizzie Becker. Es war dies eine große Hochzeit gewesen; sie hatten ungefähr 1000 Leute eingeladen. Aber wieviel hat der liebe himmlische Vater eingeladen zur Hochzeit? Ich glaube, er hat die ganze Welt eingeladen, aber viele werden um ihres Ungehorsams willen ausbleiben. Nun wir wollen darnach trachten, daß wir alle zu der Hochzeit eingehen können. Das ist mein Verlangen, und das soll unser Verlangen täglich sein.

Nun, ein Tag ist wieder vergangen und wer weiß, ob ich oder du, lieber Leser, den nächsten Tag erleben werden? Wenn nicht, wo werden wir dann sein? Ich wünsche den Rundschaulesern und dem Editor den Frieden, die Liebe und die Gemeinschaft in Christo! Amen.

Werter Wiens! Ich lese die Rundschau auch gern und habe sie schon zwei oder drei Jahre gelesen, und je länger ich sie lese, desto besser gefällt sie mir.

Mit Gruß,

Heinr. T. Unruh.

Canada.

Manitoba.

Winkler, Man., den 27. Oktober 1912. Werte Editor!

Mit Trauer lesen wir die Trauerberichte von Schwester Töws, Escondido, Calif. Kürzlich lasen wir noch einen Bericht von ihr in der Rundschau, und jetzt ruht sie schon im Schoße der Erde und wartet auf die Stimme: „Komm wieder, Menschenkind!" O wie selig sind, die schon in Jesu allhier, die des Erbteils im Himmel gewiß! u. s. w. Einer nach dem andern geht zur Ruhe und vielleicht ist bald die Reihe an uns, lieber Leser! Sind wir fertig zu gehen?

Nun ihr Lieben, die ihr die Mutter verloren habt, seid auch von uns getröstet; mehr können wir ja nicht. Ach, in dieser Welt gibt's Abwechslung! Freude wechselt mit Leid Jammer und Schmerz. Doch den Trost, d. h., den wahren Trost können wir nur in Jesu haben.

O sel'ger Trost, den die Welt ja nicht
kennt,
Mein Herze erfreut ... in dir!
Du bist es, der stets liebend mich hält,
Erfreut mich manchmal schon hier.
Kommt dann der Tod und nimmt mich
davon,
So bin ich geborgen in Gott.
Ich geh' nur zur Ruh', mein Herz ist entnommen
Dem Rausch dieser Welt. treuer Hort.

Ja, wir sind eben nicht zuhause in dieser Welt, und so kommt manches, was uns nicht gefällt, und zuletzt kommt der letzte Feind, der Tod, und dann sind wir dahin. Und doch schätzt man denjenigen, der in Christo entschläft, höchst glücklich zu dieser Zeit, denn was sehen wir in dieser Welt? Nichts als Schrecken und Krieg, im Kleinen wie im Großen, und wer weiß, was uns, die wir leben, noch alles begegnen mag.

Nun möchte ich noch eine Nachfrage tun. Könnte mir jemand Auskunft geben von gewissen Giesbrechts in Rußland, die nach Sibirien gingen und auch schon wieder zurück sind? Sie ist eine Kornelius Penners Tochterwelche in Nikopol im taurischen Gouvernement wohnten. Sie hat hier auch eine Schwester nahe bei Winkler wohnen, verheiratet mit Thomas Gerbrand, und diese möchte gern wissen, wo Giesbrechts jetzt wohnen. Ich habe Giesbrechts ihren Vornamen vergessen. Frau Giesbrecht ist ebenfalls eine Kousine meiner Frau.

Das Wetter ist hier jetzt schön und folgessen sind die Dreschmaschinen in vollster Tätigkeit, denn jeder schaut mißtrauisch nach Norden und will fertig werden für den wetterharten Gast, der sich vermutlich bald wieder einstellt. Die nasse Witterung hat uns ziemlich aufgehalten, doch Gott sei Dank, hungern braucht hier noch keiner; aber sollte der Winter früh eintreten, dann bleibt auch Getreide über Winter auf dem Felde.

Schreiber dieses ist wieder nach alter Gewohnheit im Schulzimmer, und da gibt es auch etwas zu tun. Und wenn auch selbst im Schulzimmer einmal trübe Wolken kommen, so ist der nächstkommende Sonnenschein um so heller. Wo gibt es diese aber nicht? „Lerne leiden ohne zu klagen", und dieses ist wahr.

Wie ich glaube, wird bald wieder unsere Lehrerkonvention sein, und hoffentlich gibts eine recht schöne, denn ein mancher kann da etwas lernen. Ich habe schon meinen elften Termin im Schulzimmer angetreten und finde immer mehr meine Nichtigkeit, ja ich weiß, daß wenn ich nicht lernen will, keinen Erfolg haben kann.

Nun, ich eile für diesmal zum Schluß mit meinem Schreiben, und grüßend zeichne ich mich als euer aller

Ab. L. Töws.

Saskatchewan.

Swift Current, Sask., den 28. Oktober 1912.

Werte Rundschau!

Wir haben gegenwärtig schönes Wetter zum Dreschen; aber wir haben diesen

Fortsetzung auf S. 13.

Erzählung.

Mennoniten

von

Ferdinand von Wahlberg.

Fortsetzung.

„Ich habe mich bedacht, Israel Jost. Seit mir Gott meinen Sohn Friedrich Klaus genommen und ich nur mehr eine Tochter habe, ist ja mein ganzes Haus wehrlos — das Unglück war ein Zeichen Gottes, daß ich mein altes Haus hier niederlegen soll und darf."

Klaus Köhler, Ihr seid der angesehendste unter uns Mennoniten, das ist wahr. Aber Euch hat Gott nicht die Gabe verliehen, Zeichen zu deuten oder das Wort der Schrift auszulegen. Solches ist aber mir, Israel Jost gegeben, und es ist mir gerade jetzt offenbar geworden. Ihr sagt, der Tod Eures Sohnes und wohl auch Eures Weibes seien Zeichen Gottes, daß Ihr hier bleiben dürfet. Dem ist aber nicht so, Klaus Köhler. Vernimm durch meinen Mund die Stimme des Heiligen Geistes, welcher mir die richtige Deutung Deiner Prüfungen kund getan hat. Glaubst du, Klaus Köhler?"

„Sprich, Lehrer Jost."

„Dein Weib hat Dir Gott genommen, damit du hinfort frei seist, um an die Spitze unserer Gemeinschaft zu treten und sie vom Verderben der Tage vor dem Tausendjährigen Reiche zu retten. Wre sie am Leben, so wärst du nicht frei. Deinen Sohn hat dir die Hand des allmächtigen Gottes geraubt, damit dein Auszug nicht aus eigennützigen Gründen geschehe, sondern zur Ehre Gottes und zum Heil der Gemeinschaft."

„Ja, wären sie noch am Leben," murmelte Klaus Köhler.

Israel Jost mochte die Erschütterung im Antlitz des Ohms seiner Rede zuschreiben, denn in schwärmericher Begeisterung fuhr er fort, indem er einen Brief aus der Tasche zog und ihn vor sich entfaltete:

„Dieser Brief ist von deiner in Gott ruhenden Frau geschrieben, und er enthält wahrscheinlich die letzten Worte, die sie zu jemanden gesandt hat. Es wurde mir von deinem Sohne Friedrich Klaus überbracht — es war der letzte Gang, den er auf Erden machte. In diesem Brief schreibt deine Frau, sie würde, wenn sie am Leben bliebe, nie ihre Zustimmung zur Auswanderung geben — und siehe, der Herr hat sie aus dem Leben weggerufen. Für Klaus Friedrich schreibt sie, wird Gott Sorge tragen, und ihm seine Wehrlosigkeit bewahren — und siehe, Gott hat ihn zu sich genommen. Mir aber trägt sie die Leitung Eurer Mathea auf. Siehe, sie schreibt: sollte die Leitung Matheas Dir, Israel, fortan wie bisher anvertraut werden, so wisse, sie hat einen schwärmerischen Geist, der großer Liebe und Geduld bedarf, soll er nicht auf Abwege geraten. Hier ist der Brief, Ohm Köhler, überzeugt euch selbst."

Klaus Köhler schob den Brief beiseite und erhob sich. Jetzt war er auch deutlich ergriffen und mit beinahe feierlicher Stimme sagte er:

„Ich glaub's Euch, Israel Jost, das waren die Ansichten und Wünsche der Verstorbenen. Nun wohl, könnt Ihr, Bruder Israel Jost, mir versichern, daß Eure Deutung des Propheten Daniel und der Offenbarung Johannis die richtige ist, daß unser Auszug spätestens in einigen Jahren stattfinden muß, wenn die Mennonitengemeinschaft wie die Gemeinde Laodicea vom Herrn selbst gerettet werden soll, um nicht den Greueln der letzten Tage anheimzufallen? Könnt Ihr mir dieses versichern? Ich brauche Euer Ja oder Nein — denn Schwören ist Sünde."

Ein lautes, begeistertes Ja war die Antwort des Lehrers.

„Nun," fuhr Klaus Köhler fort, „so will ich in Gottes Willen auch Ja sagen. Ich stelle mich an die Spitze der Auswanderung und übernehme die Führung. Ihr aber, Jost, sollt mit den andern auserwählten Männern nach der Hauptstadt reisen und der hohen Regierung anzeigen, daß wir Mennoniten unsern Glauben höher schätzen als jeden irdischen Vorteil, und entschlossen sind, auszuwandern, wenn wir durch das Wehrpflichtgesetz berührt oder in irgend einer Beziehung in unserem Glauben bedrängt werden. Das ist das Wort Klaus Köhlers."

Mit Leidenschaft und großer Ehrerbietung ergriff Israel Jost die ausgestreckte Hand des Ohms. Der Vertrag war geschlossen.

Anna Christiane hatte die ganze Unterredung still an sich haltend, verfolgt. Jetzt legte sie ihren Strickstrumpf auf das Fensterbrett, stand auf und sprach:

„Ich hab' Euch ausreden lassen, ihr Männer, denn eure Glaubenssachen gehen mich nichts an. Da ihr jedoch die Ansicht der Verstorbenen auslegt, will ich euch sagen, daß ihr euch beide irrt. Wenn eure Frau, Klaus Köhler, geschrieben hat, daß sie eurer Auswanderung nie zustimmen würde, so meint sie es auch so, und er tut gut, Köhler, sich noch einmal zu bedenken."

„Dazu ist keine Zeit mehr," wendete Jost ein, „denn Ohm Köhler hat sein Wort gegeben, Anna Christiane."

„Ihr, Lehrer Jost, habt es auch getan, und Ihr habt versichert, daß der Heilige Geist durch Euch rede. Solltet Ihr das auch lieber zurücknehmen. Lehrer Jost, ich will Euch sagen, Ihr seid noch nicht die vierte Person in der Gottheit. Könntet es einmal werden, dazu habt Ihr das Zeug. Aber mit den drei Personen haben wir Menschen von schlichtem Herzen und Verstand gerade genug, und der Heilige Geist braucht Euch nicht, Israel Jost, nein, er braucht Euch nicht, und solange ich hier im Hause bin, braucht auch Mathea Eure Leitung nicht. Gehabt Euch wohl, ihr Männer! Deine Frau, Klaus, war ein Weib, und durch ein Weib, durch mich, hat sie gesprochen; nun tu' was du willst."

Ohne die alte Lehrerin einer Antwort zu würdigen, verließen die beiden Männer die Stube, und als Mathea eintrat, um den Tisch für das Abendessen zu decken, fand sie die alte Tante erregt und aufgebracht.

Ruhig und still wie immer hörte das junge Mädchen den Bericht Anna Christianes an. Sie wurde nur etwas blasser und um ihre Lippen zuckte es.

Nach dem Abendbrot fragte Mathea den Vater, und er bestätigte ihr alles, was die Tante ihr überbracht hatte. Sie hörte kaum mehr zu, denn ein einziger Gedanke hatte sich ihrer bemächtigt: wenn sie, wie der Bruder, nicht da wäre, dann würde der Vater ganz frei sein und hätte nur einen Gegenstand für seine Liebe und Sorge — das Wohl der Glaubensgemeinschaft. Ja, alle, alle, die Mutter, der Bruder, sie und der Vater, alle sollten sie sich für das Wohl der Glaubensgemeinschaft der Mennoniten opfern, als wahre Glieder des Volkes Gottes.

Anna Christiane wunderte sich, daß Mathea alles so ruhig und ohne Widerspruch aufgenommen hatte. Nur wollte es ihr nicht gefallen, daß das Mädchen von Tag zu Tag blasser und stiller wurde, dabei freundlicher und liebevoller gegen sie und jedermann. In dieser Stimmung war ihr, das wußte die Tante nur zu wohl, mit Worten nicht beizukommen.

So vergingen einige Tage, und alles schien auf Schöppental im Alltagsgeleise zu sein. Draußen waren die Nächte dunkler geworden, und ein kalter Nordwind blies über die Steppe. Es war Spätherbst geworden.

Ein mehrtägiger Regen hatte den Irsch wasserreicher und unruhiger gemacht, immer trübseliger seufzte es in den Zweigen der Bäume.

Eines Abends, es mochte eine Woche seit dem Gespräch zwischen Klaus Köhler und Israel Jost vergangen sein, saßen Vater, Tochter und Tante Anna Christiane in der Stube beisammen. Klaus Köhler hatte die Bittschrift, die von den Mennoniten an die Regierung eingereicht werden sollte, genau durchgelesen und unterzeichnete sie eben. Plötzlich wandte sich Mathea an den Vater und fragte:

„Hast du das Papier unterschrieben, Vater?"

„Ja, meine Tochter, und ich bin zufrieden — es war meine Pflicht."

„Gehst du gern von hier fort?"

„Wie meinst du, Thea? gern? Meine Pflichten habe ich immer gern erfüllt, Kind."

„Ich meine, ob es dir leicht ist, Schöppental zu verlassen. Wer wird den Wald, und alles, was du hier angelegt hast, so pflegen, wie du es bisher getan hast, Vater?"

„Ach so. Nun ich will das Gehöft mit allem, was darauf ist, an den Pastor Waaßing in Kathrinendorf verkaufen, er liebt den Wald und er hat mir immer Schöppental wegen des Forstes abkaufen wollen. In seinen Händen wird alles gut aufgehoben sein, denn er ist ein tüchtiger Mann, der Pfarrer."

Fortsetzung folgt.

Helfen ist der hohe Beruf der Frau in der menschlichen Gesellschaft.

Die Mennonitische
Rundschau
Herausgegeben vom
Mennonitischen Verlagshaus
Scottdale, Pennsylvania.
Entered at Scottdale P. O. as second-class matter.
Erscheint jeden Mittwoch.
Preis für die Ver. Staaten $1.00; für Deutschland 6 Mark; für Rußland 3 Rbl.
Alle Korrespondenzen und Geschäftsbriefe adressiere man an:
C. B. Wiens, Editor.
SCOTTDALE, PA
U. S. A.
13. November 1912.

Editorielles.

— Gegenwärtig finden in der hiesigen Mennoniten-Kirche täglich Versammlungen statt, in denen zwei begabte Brüder sich ihrer Aufgabe, die Erklärung gewisser Lehren der Heiligen Schrift, mit großem Eifer und Erfolg unterziehen. Das Studium der Bibel ist nicht nur empfehlenswert, sondern durchaus notwendig und geboten, doch sollten wir es nicht in eigener Kraft unternehmen.

— Es kommt nicht zu dauerndem Frieden hier auf dieser Erde. Solange Satan noch hier weilt. Er reizt nicht nur seine Anhänger gegen Gott und sein Volk auf, sondern auch gegeneinander, sich bis auf den Tod zu bekämpfen. Und doch bleiben sie ihm treu, wenn es der Gnade Gottes nicht gelingt, sie von ihrem verkehrten Wege zu bekehren. Christen sollten keinen andern Krieg kennen, als den gegen Satans Reich und das eigene Ich, welches sich stets dem Gesetze Gottes widersetzt.

— Unser Familienkalender für das Jahr 1913 ist jetzt fertig und wir hoffen auf recht viel Abnehmer. Derselbe bietet nach dem eigentlichen Kalenderteil eine ganze Anzahl Seiten erbaulichen, unterhaltenden und belehrenden Lesestoffes und obendrein noch einige Abbildungen, unter welchen Joseph Funk's Druckerei — die erste mennonitische Druckerei in Amerika, sein Wohnhaus, die Innenansicht des Buchladens und Preßlokals des Mennonitichen Verlagshauses hier in Scottdale zu erwähnen sind.

Wer berechtigt ist, den Kalender als Prämie zu empfangen, und hat ihn nicht erhalten, wolle es uns bitte, mitteilen.

Der Herbst macht sich auch hier immer mehr geltend, doch nicht in der düsteren und unfreundlichen Weise, wie einige Berichte von verschiedenen Gegenden lauten, sondern durch helle sonnige Tage, die selbst über die hin und wieder vorkommenden leichten Nachfröste leicht hinweghelfen. Wir wünschen den nördlichen Farmern, die noch nicht mit dem Einbringen ihrer Ernte fertig werden konnten, recht schönes Wetter und hoffen, daß der Herr es ihnen schenken wird. Eine reiche Ernte, die man nicht hat einheimsen können, läßt auch noch nicht das Herz sich mit voller Dankbarkeit dem Geber aller guten Gaben nahen, außer, wenn der Herr ihm besondere Gnade hierzu schenkt.

— Eben kommt die Nachricht, daß bei der Präidentenwahl am 5. November die demokratische Partei mit ihrem Kandidaten Woodrow Wilson den Sieg davon getragen hat. Wir wissen nicht, ob nach dem Bekanntwerden dieses Wahlergebnisses alles Volk ausrufen wird: Glück zu dem Könige! Oder ob lose Leute verächtlich fragen werden: „Was soll uns dieser?" Aber wir sind überzeugt, daß unser Wohl und Wehe doch schließlich in Gottes Hand liegt und er uns davon zuteilen wird, nachdem er findet, daß es zu unserem Besten dient. Ganz nutzlos ist es jetzt, daß sich die andern Kandidaten und ihre Parteien bekämpft und gegenseitig beschmutzt haben, und man möchte sie bedauern, wenn man nicht wüßte, daß sie das gern und mit Freuden getan haben.

Das beste, was man jetzt tun kann, ist, sich wieder ruhig hinzusetzen und Pläne zu schmieden für die nächste Präsidentenwahl, denn vier Jahre sind eine kurze Zeit und an die Pläne werden immer größere Anforderungen gestellt, oder die Schmiede begegnen immer mehr Schwierigkeiten bei ihrer Arbeit.

— Die Präidentenwahl ist also vorüber und mit dem Ergebnis derselben werden sich die verschiedenen Parteien schon zufrieden geben, gutwillig oder notgedrungen. — Nun wird aber noch das Zuendekommen des Krieges in der Türkei erwartet Man glaubt, daß essich in den nächsten Tagen entscheiden wird, ob es bald zum Frieden kommt, oder ob noch andere Mächte in den Krieg hineingezogen werden. Die Lage in Europa wird allgemein als sehr gefährlich angesehen. Angeblich möchten die Großmächte gern Frieden herbeiführen; da sie aber selbst untereinander keinen rechten Frieden haben, ist es ihnen bisher nicht gelungen, irgend einen entscheidenden Schritt in dieser Beziehung zu tun. Man sieht, daß die Uneinigkeit der Großmächte sie völlig machtlos macht und ihre Ueberlegenheit über die winzigen Kleinstaaten vollständig aufhebt. Da jede der Mächte nur ihre eigene Interessen im Auge hat und mit Vorurteil und Mißtrauen jede Bewegung der andern überwacht aus Furcht von dieser übervorteilt zu werden, so können sie ihres Amtes als Vormünder der Kleinstaaten, als welche sie sich gern gebärden, nicht walten. Wenn wir auch den Krieg der Balkanstaaten mit der Türkei nicht gutheißen, so möchten wir doch die Einigkeit, mit der sie zu Werke gegangen sind, zur Nachahmung empfehlen. Die Großmächte werden zwar nichts auf unsere Empfehlung geben, aber wir meinen auch nicht sie, sondern uns, die wir wissen, daß wir einen Heiland haben, der soviel drangewandt hat, damit wir in ihm alle eins seien.

Aus Mennonitischen Kreisen.

Von Gibson, Colorado, berichtet Pr. Peter Görtz: „Hier ist es angenehm warm; jedoch fast jede Woche Frost."

M. Hübert, Neukirch, Rußland, berichtet am 2. Oktober: „Bei uns findet jetzt die Dumawahl statt. Unsere Halbstädter Wolost hat zu Wahlmännern gewählt: David Dück und Johann Willms-Halbstadt; die Gnadenfelder den alten und den jetzigen Oberschulzen, die Brüder Dürksen, der alte in Alexanderthal und der jüngere in Hierschau wohnhaft."

Heinrich Driedger, Gouldtown, Sask., schreibt: „Das Wetter ist gegenwärtig sehr wechselhaft, einmal schön, dann wieder kalter Regen und Schnee. Die Ernte, 15 bis 40 Buschel vom Acre, ist ganz gut zu nennen, nur schade, daß der Weizen immer billiger wird. Vor vier Wochen war der Preis noch 82 Cent für No. 1, jetzt ist er siebzig Cent. Alle werten Leser herzlich grüßend, H. D."

Johann P. Friesen, McTavish, Manitoba, schreibt: „Berichte mit diesem, daß in Manitoba vom 28. auf den 29. Oktober ziemlich viel Schnee gefallen ist. Der Wind blies aus Nordwesten und hat Frost gebracht, daß das Dreschen unterbrochen ist. In meinem Bericht in No. 44 steht „unsere Kinder", sollte aber heißen „ihre Kinder", denn wir haben in Rußland keine Kinder lebend. Mit herzlichem Gruß und Wohlwunsch an alle Leser, J. P. F.

J. J. Buller, früher Munich, N. Dak., schreibt am 20. Oktober: „Wir sind jetzt zwei Monate hier in Reedley, Calif., und sind hier gesunder wie in Norddakota. Die Leute fangen schon an, Gerste und Hafer zu säen, auch Kartoffeln zu pflanzen. Das Wetter ist noch immer 20 bis 25 Gr. R. warm, ohne Regen. California ist gut für alte Leute, aber sie sollen auch etwas Geld haben. Gruß von J. J. B." (Der Jugendfreund wird auch hingeschickt werden. Ed.)

Johann J. Dörksen, Hepburn, Sask., berichtet am 29. Oktober 1912: „Wir haben noch schönes Wetter, aber ziemliche Nachtfröste. Es wird noch auf einigen Stellen gedroschen. Bei Hepburn kann es diese Woche beendigt werden, aber weiter im Norden, bei Laird, soll noch viel zu dreschen sein. Den 17. Oktober starb Ab. Reimers Sohn Abram im Alter von 15 Jahren an Diphtheritis. Wir sagen den

tiefbetrübten Eltern unser herzliches Beileid. Die andern Kinder sind, soviel wir wissen, gesund. Von mehr Diphtheritis ist im Umkreise nicht zu hören. Euer Mitpilger nach Zion."

Wilhelm Harms, Lahoma, Oklahoma, schreibt am 1. November: „Lieber Editor! Die gute Gesundheit wünsche ich dir und allen Lesern! Ich will hiermit unsere Freunde wissen lassen, daß unsere Adresse vom 10. November wird Enid, Okla., sein, denn wenn wir leben und Gott will, werden wir vom 10. an dort wohnen. Wir haben uns da ein Heim gekauft. Liebe Geschwister und Freunde! Wenn jemand von euch schreiben will, der benutze diese Adresse! Später werde ich die Routennummer angeben. Die Rundschau soll uns hier auch besuchen, denn ohne sie will es schlecht gehen."

G. K. Peters schreibt am 31. Oktober, von Reedley, California: „Ich muß wieder berichten, daß unsere Adresse nicht mehr Dinuba, sondern Reedley, California ist. Wir hatten in letzter Zeit einige kleine Regenschauer und wir hoffen, daß wir noch mehr bekommen. Jetzt ist wieder schönes Sonnenscheinwetter und des Nachts kleiner Frost, aber die Tomaten in den Gärten sind noch nicht erfroren; es sind noch viel an und das frische Gartengemüse ist schön grün. Wenn es nur Wasser hat, dann wächst es schön. Es kommen noch immer mehr Deutsche her. Wenn man in die Stadt geht oder dort ist, dann ist hier ein Häufchen Deutsche und da ein Häufchen Deutsche zu sehen. Grüßend verbleibe ich G. K. P."

Maria Flaming, Jansen, Neb., schreibt: schreibt: „In unserem Reisebericht sind Druckfehler. Es sollte nicht heißen: Schwester Strauß, sondern Krause. Und unter „Aus Mennonitischen Kreisen in derselben Nummer steht, daß meine Mutter 91 Jahre alt sei, während sie 94 ist. Ich muß gleich noch berichten, daß hier in Peters Versammlungshaus Sonntag Begräbnis war. E swar Jakob Friesens ihr Kind gestorben, und gestern, Sonntag, ist die alte Klas Koopsche auf Mittag 11 Uhr gestorben; sie soll morgen begraben werden. — Später, den 29. Es ist heute ziemlich viel Wind. Unsere Kinder Jakob Balzers sind auch hier zu Besuch. Frau Balzer war nicht sehr gesund. Sie ist hier geblieben und ihr Mann ist nach Hillsboro gefahren zur Konferenz. Der alte Bruder Johann Fast hier in der Stadt ist auch nicht sehr gesund. Diesen Bruder Fast kennen viele Leute; er ist früher viel Schullehrer gewesen. Nebst Gruß, M. F."

Br. M. B. Fast, Reedley, Calif., berichtet am 28. Oktober: „Hatten schon etliche kleine Nachtfröste. Gestern morgen blitzte und donnerte es zweimal und dann fing es an zu regnen — sehr schön. Freilich für ein „Paar Ranchers" ein bißchen zu frühe — die Rosinen waren noch nicht im Trockenen. Die Konferenz-Gäste sind wohl wieder alle heim, nach den östlichen Staaten und Oregon — etliche derselben werden, wenn dies vor die Leser kommt, wohl schon die Schneeschaufel geschwungen haben! —

Donnerstag war bei Geschwister J. F. Dicks Hochzeit; ihre Tochter Lizzie und Franz Klaassen, Sohn der Geschwister F. Kl., früher Ufa, Rußland. Klaassens Schwiegersohn Dörksen, Witwer, auch von Ufa, nebst Kindern und Schwester, kamen gerade zur Hochzeit her. Unsere Freunde N. B. Friesens, Jansen, Nebr., wohnen bei uns über der Straße, mit Joh. Kohfelds zusammen."

Paul F. Walter, Yale, S. Dak., schreibt „Gruß an Freunde und Bekannte, sowie an alle lieben Leser der Rundschau. Ich schicke hiermit einen kurzen Bericht. Prediger Jakob Hofer von Freeman, S. Dak., war hier. Am 22. September wurde Samuel J. K. Hofer als Prediger eingesetzt, im Weinberge des Herrn zu arbeiten und Michael Glanzer als Diakon. Der ganze Tag war ein sehr gesegneter. Prediger Johann Tschetter betonte die Pflichten des Predigers aus Ebr. 13, 17 und Prediger Jakob Hofer betonte das Wort „Habe acht auf dich selbst und fügte noch andere passende Schriftstellen hinzu. Missionar Jakob M. Tschetter betonte das Leben oder die Berufung Moses. Nach diesem wählte er sich einen Text im Englischen „Jesus als Retter", denn es waren viele von nah und fern, die nicht Deutsch verstanden. Die Zeit schwand schnell und bald war jedermann auf dem Heimwege. Ich lasse hier mein Lieblingslied folgen:

„Die Last ist so schwer und so finster die Nacht,
Kein Schimmer der Hoffnung, kein Sternlein mir lacht,
Mein Herz ist krank, bin so müde und matt—
Ach, wo finde ich Ruhe, die Heimat und Gott?

Chor:

Siehst dort das Kreuz an der Wegscheide stehn,
Wie ein Herold des Lichts in des Morgenlichts Glüh'n?
Dieses Kreuz zeigt den Weg zu dem goldenen Tor
Und führet mich sicher zur Heimat, zu Gott."

Ein Gruß an alle Leser, von P. F. W."

Berichtigung.

In No. 37 der Rundschau steht unter dem Artikel „Ein besonderer Tag in meinem Glaubensleben" als Unterschrift Martin Hübner," während es M. Hübert heißen sollte.

Eltern sind in schrecklichen Irrtum verfallen, wenn sie denken, ihre Kinder seien zu gut um zu arbeiten.

Ein kleiner Bericht von unserer Reise nach dem Norden.

Von Peter Flamings, Jansen, Nebr.

Schluß.

Der Abschied war schwer. Wir mußten so bei drei Meilen auf dem Wagen durch die Stadt fahren. Es ist aber eine große Stadt! Wir mußten auch über den Fluß, der war ziemlich breit. Um 10 Uhr ging der Zug ab. Wir fuhren die ganze Nacht, und den nächsten Tag bis zwei Uhr dreißig Minuten nachmittag, dann waren wir in Winnipeg. Hier hatten wir noch ein wenig Geschäfte wegen der Tickets bis Mountain Lake, Minnesota. Wir mußten bis fünf Uhr abends warten. Es war ziemlich kalt. Sie hatten wieder Feuer in dem Zuge. Dann kamen wir auf der Grenze an. Der Zug hielt und wir mußten wieder alles aufmachen. Die Sachen wurden ein wenig beschaut.

Den 3. August 8 Uhr morgens kamen wir nach St. Paul. Hier hieß es wieder warten bis über zehn Uhr. Dies ist eine große Stadt. 3 Uhr nachmittag kamen wir dann nach Mountain Lake, Minn. Als wir hier ankamen, war gerade Bruder Peter Eitzen da, der nahm uns dann mit. Seine Frau ist meines Mannes Nichte. Dann kam Bruder Heinrich Friesen hin. Er ist Witwer; seine gewesene Frau ist auch eine Nichte (meines Mannes ? Ed.) Wir haben uns manches erzählt und wurden recht glücklich zusammen. Zur Nacht holte unser Schwiegersohn Jacob Balzer uns ab. Da waren sie auch alle froh, daß wir hinkamen. Aber sie hatten die Ernte noch nicht beendigt und waren noch sehr an der Arbeit.

Den 4. August fuhren wir zur Versammlung. Sie haben Sonntagsschule auch nachmittag; wir blieben auch da. Als wir zuhause waren, kamen noch Johann Wienßen hin, gegen Abend kamen auch noch Peter Balzers, und zum Abend kamen noch ihre Kinder nachhause. So war wieder ein Tag des Segens verflossen.

Den 6. fuhren sie mit uns nach Geschwister Heinrich Bothen, mit denen wir uns schön unterhalten haben. Der Bruder erzählte uns mehreres von seiner Arbeit im Anfang in Manitoba. Dann fuhren wir nach dem alten Klaas Hiebert. Der ist auch von Lichtfelde in Rußland. Der hat uns dann viel erzählt. Er ist Witwer und wohnt mit seinen Kindern zusammen.

Den 11. August waren wir wieder in der Versammlung. Frau Balzer war krank und blieb zuhause. Als wir nachmittag aus der Versammlung zuhause waren, kamen Geschwister Peter Wienßen hin. Wir konnten uns gut unterhalten und verlebten wieder einen Tag im Segen.

Den 12. fuhren wir 10 Uhr morgens nach der Stadt und von dort mit der Bahn nach Mountain Lake. Unterwegs mußten wir noch umsteigen. Auf Mittag kamen wir hin. Bruder Heinrich Friesen holte uns hin zu sich, nachmittag war in

der Stadt Begräbnis, wohin wir auch fuhren. Es war ein David Hiebert gestorben im Alter von 62 Jahren. Zu Vesper ging es nach Friesens und dann machten wir noch Besuche. Wir besuchten auch die alte Witwe David Teßmann. Sie ist schon 92 Jahre alt, ganz krumm und lebenssatt. Sie waren unsere Nachbarn in Rußland in Marienthal. Von hier ging es nach Witwe Dietrich Wall, welche meine kleine Nichte ist. Sie hat zwei Mädchen zuhause, ist aber schon sehr kränklich. Wir unterhielten uns etwas, beteten zusammen und fuhren wieder mit dem Bruder mit zur Nacht.

Den 13. fuhren wir nach Johann Wiebe, die auch von Gnadenfeld, Rußland, sind. Dann fuhren wir zu meinem kleinen Vetter P. Friesen zu Mittag. Sie sind auch von Marienthal, Süd- - Rußland. Nachmittag ging es nach der Witwe Johann Kliewer, Anna Fast von Rudnerweide. Wir teilten uns unsere Erfahrung mit, beteten zusammen und fuhren dann nach alte Klas Hieberts. Bei diesen blieben wir zu Vesper. Nachher lasen wir uns noch Gottes Wort und empfahlen uns dem Herrn. Dann ging es nach David Pankratz, meines Mannes Vetter. Er ist vom Kuban. Wir blieben auch zum Abend da. Da kam auch der alte Abraham Funk hin; er ist aus Schardau, Rußland. Er ist schon alt, schon siebzig Jahre. Zur Nacht waren wir wieder bei Friesens.

Den 14. ging es auf die Farm nach Heinrich Penners. Die Frau Penner ist die Nichte meines Mannes. Auch an diesem Tage wurden wir reichlich gesegnet und gingen fröhlich auseinander. . Zur Nacht fuhren wir nach Geschwister Peter Eitzen, und 12 Uhr 30 Minuten nachts begleiteten uns die Geschwister zur Bahn, um 2 Uhr kam dann der Zug und wir fuhren unserer Heimat zu. Den 15. Mittags erreichten wir Omaha, um 8 Uhr erreichten wir Jansen und 9 Uhr waren wir in unserem Heim.

Wir müssen sagen, diese Reise hat sehr gut gegangen. Der Herr hat uns vor Unglück und Krankheit bewahrt und ist mit uns gewesen. Wir werden die Reise nicht so bald vergessen, ebenso auch nicht die freundliche Aufnahme von allen Geschwistern, wo wir ein und aus gegangen gegangen sind. Wir danken noch für alle Mühe, die ihr euch um uns gemacht und alle Liebe, die ihr uns bewiesen habt. Auch euch, ihr lieben Kinder, danken wir. Ihr habt keine Mühe gespart, ihr habt getan, was ihr konntet.

Noch einen Gruß an alle, die sich unser erinnern.

Das Saskatchewan ist gut, es hat uns sehr gut gefallen. Da ist es im Sommer nicht so lange heiß als im Süden. Im Junimonat war es zwei Wochen auch bis 30 Gr., aber die übrige Zeit war es immer kühl. Es ist da gut für solche, die kein Land haben. Sie können dort noch immer haben, während es hier alles zu teuer ist für arme Leute. Zudem hören wir, was es dort für Weizen gibt, auch das vorige Jahr. Im Winter ist es wohl sehr kalt, aber die Leute werden es gewohnt.

M a r i a u. P e t. F l a m i n g s.

Aus Rußland.

B u l e t t s c h i k, Rußland. Es ist eine lange Zeit her, als ich an die Rundschau einen Bericht schrieb in der Hoffnung, ein Lebenszeichen von unseren Freunden und Verwandten zu bekommen, aber bis jetzt haben wir vergebens gewartet. Ob es an der Unvollkommenheit gelegen hat, mit welcher der Bericht geschrieben war? Es mag sein. Ich wollte dem Dichter Rückert nicht ganz recht geben, wenn er in seinem Gedicht sagt:

Tu' was du kannst und laß das andre
dem, der's kann;
Zu jedem Werk gehört ein ganzer Mann.
Zwei Hälften machen zwar ein Ganzes,
aber merk':
Aus halb und halb getan entsteht kein
ganzes Werk.
Wer halb und halb gesund, der mag nur
krank sich nennen,
Und gar nicht können wir, was halb und
halb wir können.
Wenn etwas Ganzes wird aus noch so
vielen Halben,
Ganz gut! Es wimmelt jetzt von Halben
allenthalben.
In jeder Halbheit wohnt ein Trieb der
Uebertreibung.
Bei Uebertreibung bleibt nicht aus die Unterbleibung.
Zu wenig und zuviel ist beides ein Verdruß,
So Fehl ist überm Ziel wie unterm Ziel
ein Schuß.
Zu wenig und zu viel ist gleich sehr unvollkommen,
Im Ernst ist und im Spiel das rechte
Maß willkommen.

Nun will ich versuchen, mein Schreiben diesmal nicht zu übertreiben. Jetzt gehe ich zu den Onkeln und Tanten meiner Frau, wo sie auch wohnen mögen. Im Folgenden diene euch zur Nachricht, daß wir Sonnabend, den 8. September 3 Uhr nachmittag von unsern lieben Eltern einen Begräbnisbrief erhielten. Er lautet buchstäblich wie folgt: Dem Herrn über Leben und Tod hat es gefallen, heute halb ein Uhr nachmittags meine geliebte Ehegattin nach zweimonatlichem zuletzt schwerem Leiden im Alter von 64 Jahren, 7 Monaten und 13 Tagen von meiner Seite zu nehmen. Die entseelte Leiche gedenken wir, so Gott will, Sonntag, den 9. September dem Schoße der Erde zu übergeben. Wir laden daher alle hierin benannten Freunde nebst Familien zu besagten Datum freundlichst in die Behausung der Gebrüder Dück ein. Der trauernde Gatte David Wall, Algafe-Konrat.

Also, wie gesagt, 3 Uhr nachmittag bekamen wir den Begräbnisbrief und zwei Stunden später fuhren wir los. Wir hatten siebzig Werst zu fahren. In Karakadscha waren wir bei Jakob Janzens übernacht. Des andern Tages nach Frühstück fuhren wir dort wieder weg und kamen gerade zu Mittag nach Algafe-Konrat. Die Mutter hatte die Wassersucht. Wir hatten keine Nachricht, daß sie so todeskrank war; der Begräbnisbrief kam uns daher ganz unverhofft. Wie hatte die Mutter so sehr nach uns verlangt und wie hätten wir so gern noch mit der Mutter gesprochen, aber wir hatten keine Nachricht bekommen. Wer ist schuld? Unsere menschliche Unvollkommenheit und Halbheit? Also dies diene den Geschwistern und Freunden der Mutter zur Nachricht.

Ihr Name ist Barbara Wall, gewesene Barbara Kröker, geb. Wiens.

Jetzt gehe ich nach Escondido, Calif., zu meinem lieben Bruder Wilhelm Ewert. Guten Tag, lieber Bruder! Du bist ja so mäuschenstill, lebst du noch, und seid ihr noch alle schön gesund? Wenn wir von deinen schönen Apfelsinen reden, dann wird uns der Mund gar wässerig, und wir haben schon manchmal gesagt: Wenn ihr nur dicht bei wohntet, so wollten wir schon 'mal spazieren kommen und euch helfen Apfelsinen essen; aber wir würden jetzt auch schon sehr zufrieden sein, wenn wir von euch einen Brief oder durch die Rundschau Nachricht bekämen. Aber bis jetzt haben wir vergebens gehofft und gewartet, vergebens jede Rundschau durchstöbert, vergebens jeden Bericht von California gelesen, ob nicht etwas vom lieben Bruder aus Amerika zu lesen sei. Alles umsonst. So soll es aber nicht sein, lieber Bruder!

Nur aus Liebe erblüht das Glück:
Zieh von den Brüdern dich nicht zurück.
Und ob sie dir auch oft weh getan,
Schließ immer fester dich an sie an!
Es schläft ein Engel in jeder Brust,
Den du aufwecken und suchen mußt.
Er ruht verborgen oft tief in Nacht
Und böse Geister stehn um ihn Wacht:
Doch weckst du mutig den Engel auf,
Fliehn sie von dannen in scheuem Lauf.
Er aber dankt dir, vom Schlaf erwacht
Und preiset mit dir der Liebe Macht.

Jetzt gehe ich nach Gerhard Enßen, Stadt Pawlodar, Sibirien. Mein geliebtes Schwesterchen Agnes und du mein lieber Schwager, die ihr dort in Pawlodar wohnt, so weit von uns entfernt, im Norden, seid gegrüßt von uns mit dem Heiland Jesus Christus, unserem Herrn. Ich bin dir, geliebtes Schwesterchen, Antwort schuldig und du hast bis jetzt geduldig gewartet. Wer nur den lieben Gott läßt walten, den wird er wunderbar erhalten.

Jetzt noch ein wenig von der Witterung. Es hat in diesem Spätsommer hier in der Krim viel geregnet, zweimal so viel, daß wir in der Niederung Pferde schwemmen konnten. Auf vielen Stellen sind die Arbusen auf dem Felde schlecht geworden und verfault, weil das Wasser nicht ablaufen konnte, auch durch eine Art Nebel oder Mehltau. Auf einigen Stellen war auch eine Art Raupen, wovon die Arbusen flekkig wurden. Unere Arbusen aber sind noch gut. Die Kartoffelernte könnte man hier wohl eine gute nennen. Die Getreideernte war bei uns schwach, die Gerste war besonders schwach und so viel Läuse, daß nicht

einmal alles Aehren bekam. Auch die Obsternte ist dieses Jahr in der Krim schwach; Pflaumen und Kirschen waren fast keine.

Das Mähen und Dreschen haben wir längst beendigt. Jetzt säen wir Winterweizen, haben bereits die Hälfte eingesät. Die Witterung ist schon eine zeitlang schön kühl. In der Nacht vom 15. auf den 16. September hatte es hier bei uns sehr schön geregnet. Der erstgesäte Winterweizen fängt schon an, zu grünen. Wenn wir das Säen beendigt haben, wollen wir gleich den Türkischen Weizen (Mais) brechen.

Nun zum Schluß noch einen Gruß an Freunde und Bekannte. Wir möchten uns alle treffen dort oben beim höheren Chor!

Friedrich Ewert.

Lehrermangel in den mennonitischen Ansiedlungen Manitobas.

Es gibt innerhalb der mennonitischen Ansiedlungen in Manitoba wohl an 150 Schulen. Ungefähr ein Drittel derselben sind Distriktsschulen, während die übrigen Privatschulen sind In den meisten der letzteren wird nur deutsch unterrichtet, und da sie keine besonders hohen Forderungen an die Lehrer stellen, so sind sie verhältnismäßig leicht zu besetzen. Für die Distriktsschulen müssen die Lehrer aber die vom Gesetz geforderten Qualifikationen haben und eine wachsende Anzahl von Privatschulen wünscht auch Lehrer mit guter Ausrüstung, so daß etwa 60 bis 70 Schulen hier gehörig qualifizierte Lehrer haben wollen. Und diese konnten bisher nicht in hinreichender Anzahl aus den Kreisen der hiesigen Mennoniten genommen werden. Die Bereitwilligkeit, die Söhne und die Töchter für den Lehrerberuf herzugeben und sie für denselben ausbilden zu lassen, hat nicht Schritt gehalten mit dem Bedürfnis nach guten Schulen. Dann geht es hier auch wie anderswo: viele der ausgebildeten Lehrer verlassen nach einigen Jahren ihren Beruf oder verlegen ihren Wirkungskreis nach den neuen Ansiedlungen im Nordwesten. Die Schulen müssen aber doch besetzt werden. u. so wird mancher aufgegriffen und in die Schule gestellt, der durchaus nicht die erforderliche Ausrüstung besitzt, den Kindern das bieten zu können, was sie haben sollten. Wie schade um die lieben Kinder!

Wenn sich nun erwarten läßt, daß das Verlangen nach guten Lehrern auch weiterhin zunehmen wird, so wird die Frage: Wo bekommen wir Lehrer her? für uns zur brennenden. — Der Unterzeichnete hat hier nun schon 21 Jahre im Schulwesen gearbeitet und hat versucht, junge Leute für den Lehrerberuf zu interessieren. Den größten Teil seiner Ferien bringt er gewöhnlich zu mit Herumreisen unter den Leuten, um alt und jung aufmerksam zu machen auf die Notwendigkeit der Ausbildung für unsere Schulen. Und mancher andere Schulfreund hat gelegentlich sein Wort für diese Sache eingelegt. Diese Bemühungen sind ja durchaus nicht erfolglos gewesen. So groß die Schwierigkeiten auch waren, so tief das Vorurteil in der Masse gegen gute Schulen auch gewurzelt war, so können wir doch heute schon auf eine schöne Reihe begabter und gut ausgebildeter Lehrer aus unserem Volke blicken. Aber es sind deren nicht genug. Wir könnten jährlich 15 bis 20 mehr solcher Lehrer anstellen. Wenn wir hier nun nicht genug junge Leute bewegen können, sich für den Lehrerberuf ausbilden zu lassen, wie wäre es, wenn wir einen mazedonischen Hilferuf an die jungen Leute unserer Schwestergemeinden in den Staaten ergehen ließen und ihnen zuriefen: „Kommt herüber und helft uns"? Wie wäre es, wenn sich die Prediger in den Weiten und Breiten unserer Gemeinschaft für unsere Bedürfnisse auf dem Gebiete des Schulwesens interessieren, und uns christlich gesinnte junge Leute zusteuern möchten?

Da die Regierung dieser Provinz die Lehrerzeugnisse aus den Vereinigten Staaten nicht anerkennt, und da manches in unserem Unterrichtswesen hier anders ist als in den Vereinigten Staaten, so würde es erforderlich sein, daß wer hier herkäme, um eine Schule zu übernehmen, erst einen entsprechenden Kursus durchnehmen müßte, um sich für das hiesige Examen vorzubereiten. Die Anstalt, der der Unterzeichnete vorsteht, würde dazu eine schöne Gelegenheit bieten, da sie ja gerade für solchen Zweck gegründet worden ist. Wir würden besonders gern solche junge Leute aufnehmen wollen, die noch zwei oder drei Jahre studieren müßten, um das Lehrerexamen machen zu können, damit wir sie recht in den Geist des hiesigen Schulwesens einführen könnten. Wir haben hier schöne Gebäulichkeiten zur Aufnahme der Schüler und die gesamten Unkosten für Unterricht, Kost und Logis belaufen sich nur auf $13 per Monat.

Die Lehrer bekommen hier $60 bis $70 den Monat, müssen aber deutsch und englisch unterrichten können. Viele Schulen sind zehn Monate offen, manche aber auch nur neun oder acht Monate. Sehr viele Schulen sind mit Lehrerwohnungen versehen, so daß der Lehrer auch dann noch bei seinem Beruf bleiben kann, wenn er eine Familie gründet. Die Lehrerwohnung ist frei und oft auch das Brennmaterial. Die Lehrer werden durchgängig gut behandelt und es erfordert also keine große Selbstverleugnung hier in diesem Zweige der Reichsgottesarbeit zu wirken.

Es würde dem Unterzeichneten Freude bereiten, wenn dieser Apell an die Mithilfe der jüngeren Kräfte in unserer Gemeinschaft nicht ohne Wirkung bleiben möchte und er würde die Gelegenheit begrüßen, mit jungen Leuten, die auf diesen Vorschlag reflecktieren möchten, in brieflichen Verkehr treten zu dürfen.

H. H. Ewert.

Gretna, Man.

Aus Chr. B. Bote.

Alle Menschen haben das Herz auf der rechten Stelle, aber nicht auf dem rechten Fleck.

Fortsetzung von S. 8.

Herbst auch schon viel schlechtes Wetter gehabt, daß es fast nicht weiter zu kommen war mit der Arbeit. Ich dachte schon manchmal, es würde über Winter in Hokken auf dem Felde bleiben müssen. Die Ernte ist auch gut ausgefallen. Ich habe nur mittelmäßig bekommen: Weizen von 150 Acres 3,600 Buschel, Hafer 2,700 Buschel, Gerste 260 und Flachs 240 Buschel. Im ganzen 6,800 Buschel. Ich bin nur ein Kleinfarmer in dieser Gegend. Es gibt Leute, die 7,000 Buschel Weizen von einer Farm von 160 Acres ernten, und auch bis 8,000 Buschel, bekommen haben. Die Preise sind auch niedrig: Weizen 75 Cents, Flachs $1.20 und Hafer 30 Cents per Buschel. Aber sonst ist alles teuer im Preise, so wie Vieh und Produkte. Es wird von uns Mennoniten nur wenig Vieh angehalten, nur soviel für den eigenen Bedarf.

Das ist allhier eine neue Gegend, erst vier Jahre sind wir hier, und das Land steigt beständig im Preise und wir haben durch unsere deutsche Ansiedlung eine neue Eisenbahn bekommen. Was das jetzt schon gemütlicher ist, als wie es einige mußten bis dreißig Meilen zur Stadt fahren! Es scheint sich allhier gut zu entwickeln. Es kommen noch immer viel aus den Vereinigten Staaten und aus dem Süden hier an. Es entstehen kleine Städte mit Elevatoren, Generalstores und Holzhöfen, und alles ist zu haben, was der Farmer braucht. Das ist eine blühende Kolonie im westlichen Canada, die an Getreidebau alles übertrifft.

Warum läßt sich keiner von Rußland hören? Freunde oder Bekannte, wird die Rundschau dort nicht gelesen? Hier ist alles wohlauf. Mit freundlichem Gruß von uns

Wm. Braun.

Rußland.

Rajewka, den 25. September 1912.

Werte Rundschau!

Da ich soeben die Rundschau gelesen habe und so manche Berichte von nahe und fern darin gefunden habe, nur aus unserer Gegend keine, und meine Gedanken oft im fernen, fernen Amerika weilen, wohnen da doch viele, die mir nahe am Herzen liegen und die ich so gern noch einmal sehen möchte, bin ich doch der Einzige von meinen Geschwistern, der hier in Rußland weilt, während die andern alle hinüber ins Land der Freiheit gezogen sind und alle außer Bruder Peter bei Rosthern, Sask., wohnen, und auch meine liebe Frau in Herbert eine Schwester hat, so dachte ich auch, einen kleinen Bericht einzusenden. Vielleicht interessiert es die lieben Amerikaner, etwas von Sibirien zu hören, haben sie doch mit der Tat bewiesen, daß sie Anteil nehmen an dem Wohl und Wehe unserer Ansiedlung, indem für dieselbe so manche Gaben gespendet worden sind. Nun, der Herr wird es vergelten; der weise Salomo sagt: „Wer den Armen gibt, dem wirds nicht mangeln." Nun, Gott hat die Gaben auch gesegnet, indem sie dazu bei-

trugen, so manche Familie über Wasser zu halten. In gegenwärtiger Zeit sieht es hier ganz besser aus. Der liebe Herr hat die Mühe des Landmanns gesegnet, daß der Acker seine Frucht gab. In unserem Dorf sind außer einigen wenigen, die auch nicht ausgesät hatten oder wenig, niemand, der unter 140 Tschetw. Weizen bekommt. Es gibt von 6 bis 10 Tschw. von der Desj. Wenn ich dann daran denke, als ich vor bald vier Jahren herzog, kaufte ich mir einen Fuchs (Pferd, wahrscheinlich. Ed.), einen russischen Wagen — Powoska —, ein Pud Mehl und ein Pud Hafer für den Wallach, lud meine Familie darauf und mit dem Besitztitel in der Tasche, zog ich mit schwerem Herzen auf unsere Ansiedlung. Und heute? Nicht Reichtum oder großartige Wirtschaftsgebäude nenne ich mein eigen, nein, nur eine bescheidene Simowka (Winterwohnung bei den Kirgisen), einen Speicher aus Lehmziegeln und mit Erde gedeckt. Doch birgt er beinahe 200 Tschetw. Getreide. Auf dem Hofplatz, wo einst der Wind über den kahlen Platz fegte, stehen stattliche Heuschober und Strohhaufen, deren mancher Bauer in der Kolonie sich nicht zu schämen brauchte. Das hat der Herr getan, ihm sei die Ehre!

Nur schade ist, daß Väterchen Zar so lange wartet, ehe er uns eine Eisenbahn baut. Man sagt, im nächsten Jahre will er uns eine bauen. Gott möchte geben, daß es wahr werde! Dann brauchten wir unsere Frucht nicht hundert Werst zum Verkauf zu fahren.

Auch in geistlicher Beziehung dürfen wir mit Dank gegen Gott bekennen, daß er uns gesegnet hat, indem wir viermal mit teueren Seelen, welche bekannten, daß sie in Jesu Blut gewaschen seien, ins Wasser steigen und sie in Christi Tod begraben durften?

Der Gesundheitszustand in unsern Dörfern ist befriedigend, und von epidemischen Krankheiten haben wir hier nicht zu leiden. Uns liegt in unserem Dorf der liebe Bruder Johann Bärgen schwer am Magenkrebs darnieder.

Von den Geschwistern in Amerika haben wir schon längere Zeit keine Briefe mehr erhalten, außer von Geschw. Abr. Brandt einen versicherten, einliegend einen amerikanischen Dollar. An Bruder Peter habe ich einen geschrieben und will ihn morgen auf die Post geben.

Nun zum Schluß einen herzlichen Gruß an alle, die Jesum lieben. Der Herr ist nahe!

Euer geringer,

Heinr. Epp.

Schneesturm.

Amarillo, Tex., 31. Oktober.

Ein Schneesturm suchte gestern einen großen Teil des Staates heim, namentlich litt die Texas Panhadie Bahn unter demselben. Die Erde war mit Schnee und Schlamm bedeckt, sodaß der Verkehr unterbrochen wurde. Im nordwestlichen Texas herrscht große Kälte.

Vize-Präsident James S. Sherman gestorben.

Utica, N. Y., 30. Oktober.

Vize - Präsident James Schoolcraft Sherman starb heute abend in seinem hiesigen Heim um 9 Uhr 42 Minuten. Seine nächsten Angehörigen waren bei ihm versammelt.

James Schoolcraft Sherman, der 27. Vize-Präsident der Vereinigten Staaten ist soeben gestorben. Die Berichte seines Arztes, Dr. Peck, ließen schon seit gestern keinen Zweifel mehr daran aufkommen, daß das Leben des Staatsmannes am Erlöschen sei. Ein starkes Nierenleiden, verbunden mit Herzmuskelschwäche ließen den Tod als einen Erlöser erscheinen. Schon seit 24 Jahre brachte Herr Sherman es nicht mehr zum Bewußtsein, und, nur hie und da flackerte das Leben auf, und auch dies war nur der außerordentlichen Widerstandskraft des starken Mannes zuzuschreiben.

„Sunny Jim" ist tot. Die halbe Nation hatte ihm diesen Namen beigelegt und wohl selten hat der Volksmund einen passenderen Namen für einen Mann zutage gefördert. Stets heiterer Natur und mit nie versagender Liebenswürdigkeit ging er die nicht dornenfreie Bahn eines Politikers, u. erreichte den höchsten Posten in seinem Vaterlande, wenn man von der Präsidentenwürde absieht. Er gehörte der Schule der Republikaner an, die man jetzt gemeinhin mit dem Ausdruck „regulär" bezeichnet, u. er kämpfte seine politischen Schlachten mit den Männern seines politischen Glaubensbekenntnisses, ohne Winkelzüge oder nachzugeben.

Wie allen Politikern fehlte es ihm natürlich nicht an Feinde, aber die Zahl seiner Freunde überwog diese bei weitem, und das ist alles, was selbst der größte Mann, der sich mit der Volksregierung beschäftigt, erwarten kann.

Die Laufbahn des Verstorbenen begann schon das öffentliche Interesse zu erregen, als er nur 27 Jahre alt war; denn zu dieser Zeit wurde er als Abgeordneter in den 50. Kongreß gewählt, und er übernahm die ihm dadurch erwachsenen Pflichten mit dem ganzen Enthusiasmus der Jugend, gepaart mit der Bescheidenheit, die seinen Charakter stets ausgezeichnet hat. Zwei Jahre früher schon, also nur 25 Jahre alt, war er zum Major von Utica, N. Y., erwählt worden. Er hatte vor dieser Zeit Jura studiert. Sein Vater war Richard U. Sherman, Herausgeber und eine im öffentlichen Leben bekannte Figur im Staate New York.

Zwei Sessionen des Kongresses fanden Sherman besiegt, aber er erholte sich rasch wieder. Er begab sich in der Zwischenzeit nach Utica zurück, eröffnete dort eine Advokatur ,wurde aber schon zum 53. Kongreß nach Washington zurückberufen. Ohne Niederlage verblieb er dann im Kongreß, bis er auf dem Ticket des Präsidenten Taft zum Vice-Präsidenten nominiert und gewählt wurde. Formalitäten waren nicht Sache des Verstorbenen, und wenn er in seiner Eigenschaft als Präsident des Senats fungierte, konnte man ihn stets in seinem gewöhnlichen Geschäftsanzug sehen, statt im Frack und Cylinder; wenn man ihn deswegen neckte, pflegte er zu sagen, daß eine Sitzung im Senat sein tägliches Geschäft sei in der er sich gerade so zuhause fühlen müsse, wie in seiner Bank in Utica, oder an einem der Direktorentische der zahlreichen Unternehmungen, in denen er sich sein Vermögen gründete, und zwar so groß, daß er seinem Sohn ein zweites schaffen konnte. Andere Senatoren, die ihn an einem heißen Sommertag im Flanellanzuge mit einem Fächer auf dem Präsidentenstuhl sitzen sahen, fanden schnell Gefallen an der Informalität ihres Vorsitzenden, u. heute sieht man viele Senatoren im Negligee.

Eine schmerzliche Lücke hinterläßt er auch im Weißen Hause; oft er schien er dort als stets gern gesehener Besucher.

New York, 30. Oktober.

Infolge Bestimmung des temporären Präsidenten des Senats, Senator Bacon, wird der Senat in corpore als Komitee ernannt werden, um dem Leichenbegängnis des verstorbenen Vize-Präsidenten beizuwohnen.

Präsident Taft erhielt die Nachricht von dem Ableben seines Vize-Präsidenten auf einem Dinner in Brooklyn. Er hörte den Redner, der gerade das Wort hatte, bis zum Ende an, und verließ dann unauffällig den Saal. Den Berichterstattern teilte er mit, daß er augenblicklich nichts zu sagen habe.

Konstantinopel in Schrecken.

Konstantinopel, 3. Nov.

Konstantinopel befindet sich in fieberhafter Erregung über die alarmierenden Gerüchte, vom Kriegsschauplatz. Fremde und Eingeborene leiden gleichschwer unter den Folgen des fortgesetzten militärischen Mißgeschicks und obgleich der Belagerungszustand über die Stadt verhängt ist, werden in einigen Teilen der Stadt viele Verbrechen ungeahndet verübt. Zahlreiche Familien verlassen die Stadt.

Das Volk befürchtet erstens einen Ausbruch von Christenhaß, der schwere Massakres zurfolge haben könnte, und zweitens glaubt man, daß die Horden der geschlagenen Soldaten ihre Kanonen und Gewehre auf ihre eigene Hauptstadt richten werden.

In der Stadt Konstantinopel an und für sich befindet sich schon ein großes, unruhiges Element, welches nur zu gern an einer Räuberei oder gar an einem Massakre teilnehmen würde, und die Lage ist noch bedeutend durch die mehr denn 10,000 Flüchtlinge verschlimmert worden, die mittel- und obdachlos nach hier verschlagen wurden. Gerüchte wollen auch wissen, daß das jungtürkische Element mit der Absicht umgeht, ein Blutbad zu beginnen, um hierin ein Mittel zu finden, die Regierung zu stürzen, greifbare Beweise für ein solches Vorgehen sind aber nicht vorhanden. Es ist zweifelhaft, ob der Aufruhr sich so stark gegen Fremde richten würde, wie gegen einheimische Christen, aber die Gefahr ist immerhin groß. Wenn die türkische Armee

eine vollständige Niederlage erleidet, wird Leben und Eigentum von Tausenden von Fremden sich in eminenter Gefahr befinden.

Die Gegenwart fremder Kriegsschiffe wird daher als durchaus erforderlich angesehen, da man von ihnen allein einen effektiven Schutz erwarten kann. Inzwischen ist der Belagerungszustand verschärft worden, starke Patrouillen marschieren ununterbrochen durch die Straßen, und die Polizei ist beauftragt worden, die größte Wachsamkeit zu entfalten, und Unruhen irgend einer Art mit eiserner Faust zu unterdrücken.

Eine Infanteriebrigade ist nach Tschatalja abgesandt worden, um alle Flüchtlinge, besonders Soldaten, daran zu verhindern, nach Konstantinopel zu kommen. Es ist aber zweifelhaft in wieweit diese Brigade unter gewissen Verhältnissen den Befehl ausführen kann. Am Donnerstag hielten die diplomatischen Vertreter sämtlicher fremder Nationen eine Beratung ab, aber es wurde nicht bekannt gegeben, was sie beschlossen. Später besuchte der österreichisch-ungarische Botschafter den Minister des Aeußern.

Rußland hebt die Verbannung nach Sibirien auf.

Eine allgemein interessierende Nachricht geht uns aus Petersburg zu. Danach soll Rußland abermals um eines seiner „Wahrzeichen" ärmer werden. Der russische Justizminister hat einen Gesetzentwurf ausarbeiten lassen, der die vollständige Aufhebung der Zwangsarbeit in Sibirien vorsieht. Dafür wird die Zwangsarbeit (Zuchthausstrafe) in ganz Rußland eingeführt, und zwar unter Fortfall der Bestimmung daß jeder Zwangsarbeiter nach Ablauf der Strafe anzusiedeln ist. Dafür soll die Polizeiaufsicht treten. Da durch den Friedensschluß mit Japan die Zwangsarbeit auf der Insel Sachalin nicht mehr statthaft ist, weiß man in Rußland tatsächlich nicht mehr, wo die Zwangsarbeiter im fernen Osten untergebracht werden sollen. Die freie Bevölkerung Sibiriens murrt so laut gegen die Ueberschwemmung dieses Landes mit dem Abhub des europäischen Rußlands, u. die Zwangsarbeiter erweisen sich so deutlich als das größte Hindernis für eine gedeihliche Entwickelung dieses größeren Rußlands, daß in Petersburg an eine Abänderung des bisherige Strafsystems gemacht werden muß. Mörder, die nicht vor einem Kriegsgerichte stehen, verfallen der Katerga —Zwangsarbeit—, ebenso rückfällige Diebe und andere schwere Verbrecher. Diese Elemente haben in Sibirien den Bauern das Leben in manchen Gegenden unerträglich gemacht und nicht zuletzt die dort geborenen Nachkommen ehemaliger Zwangsarbeiter sind es, die um Schutz gegen jene „Landplage" bitten. Wenn wir Ausländer von sibirischen Verbannten lesen oder hören, denken wir nur an die politischen Verbrecher, die in den Schilderungen der meisten Reisenden — das muß einmal gesagt werden — zu gut fortkommen· denn es gibt unter den „Politischen" doch viele. die kein bürgerlicher Staat ihre anarchistischen „Weltbeglückungsideen" ausführen lassen könnte. Ob die Bestrafung auf administrativem Wege zu Zwangsarbeit aufgehoben werden wird, scheint übrigens noch nicht festzustehen; aber auch hier wird man reformieren müssen. Alle diese Verbesserungen im Strafvollzuge werden sich nur langsam vollziehen, weil erst eine ganze Anzahl Zuchthäuser zur Unterbringung der jetzigen Zwangsarbeiter zu erbauen ist.

Unwahrheit an Sterbebetten.

Der Tod ist eine Majestät, welche unerbittlich und unbarmherzig allen Flitter, allen Schein, allen Trug, alle Unrechte zerstört, und von welcher das Wort gilt: Da sind wir alle, wie wir sind. Um so trauriger ist es, daß so manchmal gerade dann, wenn der Tod unter der Tür steht und sich eben anschickt, sein Opfer zu erhaschen, sich Lüge und Unwahrheit noch um ein Sterbebett herdrängen und bald den Sterbenden. bald seine Angehörigen, bald alle mit einander in Schein und Trug und Täuschung einhüllen. Da liegt ein Mann, bewußtlos, schwer krank; ihm zur Seite sitzt seine Frau, hält seine heiße Hand in der ihrigen und belauscht in ängstlicher Spannung seine Atemzüge. Eben ist der Arzt da gewesen und wieder hinausgegangen; die Schwägerin, welche der Frau in der Pflege treulich beisteht. Lächelnden Angesichts kommt sie wieder herein. „Hat der Doktor noch etwas gesagt?" fragt die Frau. „Dürftet ganz ruhig sein, hat er gesagt, es werde bald besser werden." In Wahrheit hatte der Doktor auf Befragen der Schwägerin geantwortet: „Ich kann Ihnen nicht verbergen, daß es sehr schlimm steht, und daß ich wenig Hoffnung auf Erhaltung des Lebens habe. Es wäre gut, wenn sie es übernehmen wollten, die Frau auf's Schlimmste vorzubereiten." So hat der Arzt gesagt, und wie die Betreffende ihrem Auftrag nachgekommen ist, haben wir eben vernommen. Warum redet sie nicht die Wahrheit? Warum lügt sie Gewiß nicht aus böser Absicht, sondern aus guter Schonung: „Sie würde sie jetzt zu sehr aufregen und sie erfährt das Schlimmste immer noch früh genug, denkt sie. Stunde um Stunde vergeht. Auf einmal verändert sich das Gesicht des Kranken, er fängt an zu röcheln, streckt sich aus, ein Schütteln und Zittern geht durch den Körper. „Um Gottes willen," ruft die Frau entsetzt, was ist denn das?" „Jetzt stirbt er; das ist der Tod!" lautet die Antwort. Auf die arme Frau aber bricht mit einmal, wie ein Blitz aus heiterem Himmel, der Jammer herein; nachdem der Tod wirklich eingetreten ist, kommt sie fast von Sinnen, wochenlang geht sie wie im Traum daher, unfähig, sich aufzuraffen, unfähig ihren Aufgaben im Haus und bei den Kindern nachzukommen. Wo bleibt da die „Schonung?" Wäre da nicht die Wahrheit, beizeiten in schonender Weise mitgeteilt, die beste Schonung gewesen?

Und noch schlimmer ist es, wenn der Sterbende selbst belogen und über seinen bedenklichen Zustand getäuscht wird. Er ist bei klarem Bewußtsein; Gattin, erwachsene Kinder, Geschwister sind in seiner Nähe und der Arzt hat es ihnen rund herausgesagt, daß der Kranke bloß noch Tage, vielleicht bloß noch Stunden zu leben habe. Aber niemand wagt es, der armen Seele, die mit verbundenen Augen den Toren der Ewigkeit zuschreitet, die Binde von den Augen zu nehmen, das wäre ja „rücksichtslos", „grausam." Es ist viel richtiger, sie täuschen und dem bangen Menschenkind auf seine bange Frage: „Wie steht's mit mir?" beruhigend zu antworten: „Du wirst bald wieder gesund werden; warte nur, wenn ander Wetter kommt, wenn einmal Frühjahr da ist, da wird dir schon leichter und besser werden." Und so wird getäuscht und darauf losgelogen, bis die schwarzen Flügel des Todes über dem Sterbenden rauschen und sein Bewußtsein umnachten und man ihm nichts mehr sagen kann. Und dann, wenn alles vorüber ist, rühmen sich die Angehörigen gegenseitig u. andern gegenüber, daß es ihnen doch gelungen sei, den Entschlafenen bis zuletzt in freundliche Hoffnungen einzuwiegen, so daß er gestorben sei, ohne eigentlich zu wissen, daß es mit ihm zum Sterben gehe.

Wenn etwas Derartiges in einem Hause geschieht, in welchem man der Ansicht ist, daß mit dem Tode alles aus sei, so ist es begreiflich. Denn wer in das Nichts zu fahren glaubt, der glaubt am angenehmsten zu fahren, wenn er nichts davon merkt. Oder wenn die Leute, die einen Sterbenden in dieser Weise täuschen, in dem verhängnisvollen, seelenverderblichen Irrtum befangen sind, daß jeder halbwegs anständige Mensch unter allen Umständen in den Himmel komme, so ist es auch nicht zu verwundern. Wenn aber die Täuschenden solche Leute sind, die glauben an ein ewiges Leben und an eine ewige Pein, an Abrahams Schoß für den armen Lazarus und an der Hölle Qual und Pein für den reichen Mann, ans Paradies für den bußfertigen Schächer und an die äußerste Finsternis für den unbußfertigen Judas — wenn solche Leute derartige Lügen treiben, dann gebührt ihnen das Zeugnis, daß sie einem Sterbenden gegenüber eine unerhörte Grausamkeit, eine schwere Sünde begangen haben, indem sie ihn von der Vorbereitung für sein letztes Stündlein und für die ernste Ewigkeit, von Buße und Bekehrung wissentlich und vorsätzlich abhielten. Ist er verloren, so ist's geschehen durch seine Sünde, aber sein Blut wird der Herr von ihrer Hand fordern. Die Sorge, es möchte dem Sterbenskranken in seinem Befinden schaden, ihn aufregen, sein Ende beschleunigen, wenn man ihm deutlich die Wahrheit sage, kann hier nicht entscheiden. Selbst wenn es so wäre, würde doch das Stündlein Lebenszeit mehr oder weniger gegenüber dem ewigen Heil einer Seele nicht ins Gewicht fallen. Uebrigens hat der Schreiber dieser Zeilen schon vielen Sterbenskranken die erste Mitteilung von der Gefährlichkeit ihres Zustandes gemacht, natürlich in schonender und vorsichtiger Weise, und kann mit gutem Gewissen sagen: es hat noch keinem geschadet, noch keinen in gefährliche Aufregung versetzt, und mancher hat recht von Herzen dafür ge-

dankt. Darum hinweg mit den Lügen vom Sterbebette! Nur die Wahrheit ist es wert, hier zu stehen, und nur sie kann bestehen vor der Majestät der Ewigkeit, die durch ein Sterbezimmer hinzieht. —„Der Fels in den Wellen."

Gedanken über den Händedruck.

Es liegt ein eigenartiger Zauber im Händedruck. Wie viel können wir Menschen einander damit sagen, ohne nur ein Wort zu sprechen! Siehe, zwei Freunde, die sich begrüßen mit einem warmen, festen Druck der Hand. Oft begegnen dir auf diesem Lebenswege Menschenkinder, die ein tiefes herbes Weh getroffen hat; ach, du weißt oft nicht, was du ihnen sagen sollst, nur ein inniger Händedruck, und siehe, ein dankbarer Blick aus traurigen Augen zeigt dir, daß du verstanden worden bist ohne Worte. Dann begegnen dir solche, deren Nähe wie ein eisiger Luftzug wirkt. Du bist vielleicht durch irgend eine Angelegenheit genötigt, mit ihnen zu verkehren; nicht wahr, ein Handgruß von diesen Eisnaturen ist wie ein frostiger Schauer, der den Körper durchschüttelt! Andere begegnen dir, die dir kaum die Fingerspitzen reichen und dadurch einen grenzenlosen Hochmut offenbaren. Sie betrachten dich als tief unter ihnen stehend, was für eingebildete Narren! Du kommst ferner mit Menschen in Berührung, die glatt, aalglatt sind, voll Liebenswürdigkeit. Sie schütteln dir wiederholt die Hand und versichern dich mit erstaunlicher Zungenfertigkeit ihrer Freundschaft oder Teilnahme, aber du wirst bald merken, daß es leider Heuchler sind, deren Herz eine Mördergrube ist. — Doch gottlob, es gibt noch viele Erdensöhne und Erdentöchter, die lauter und redlich sind, die ein warmes und treues Herz in der Brust tragen: wie wohl tut dir ein Händedruck von solchen, und wie wird es dir in ihrer Nähe so warm ums Herz! Nur ein Händedruck, aber wie vielsagend!

Das $32,500,000-Jahresgeschenk des Südens an die Farmer des Nordens.

Von größtem Interesse werden für jeden Leser dieses Blattes die in der Oktobernummer der in der National Hauptstadt herausgegebenen Zeitschrift Southern Field gegebenen Zahlen sein. Es zeigt, daß aus dem Norden und Westen jährlich für $32,500,000 Butter in die neun südöstlich vom Mississippi gelegenen Staaten eingeführt wird.

Alle Bedingungen begünstigen den südlichen Farmer, Molkerei- und Farmerzeugnisse viel billiger zu erzeugen, als es in den klimatisch weniger begünstigten Gegenden möglich ist. Die südlichen Winter sind sehr kurz und mild. Das Vieh befindet sich das ganze Jahr hindurch im Freien. Große Mannigfaltigkeit des Futters, die reichen Cornernten, Alfalfa und das billige Baumwollesamenmehl und zahlreiche andere billige Futtermittel setzen die Erzeugungskosten auf das Mindestmaß herab.

Ein anderer Vorteil sind die billigen Farmen mit denselben Möglichkeiten, die Land in andern Gegenden bietet, welches zu $100 per Acre verkauft wird. Gegenwärtig ist der Durchschnittspreis für den Acre Farmland im Südosten unter $17.00

Farmprodukte finden einen fertigen Markt in allen Sektionen des Südens. Im letzten Jahre wurden 521 neue industrielle Anlagen im Gebiet der Südlichen Bahnen gegründet, die Tausenden Beschäftigung geben. Dieser gewaltige Zustrom der Bevölkerung verbraucht eine große Menge aller Farmerzeugnisse und steigert also die Nachfrage weit über das Angebot.

Durch ein Schreiben an M. V. Richards, Land and Industrial Agent, Southern Railway, Room 60, Washington, D. C., in welchem man dieses Blatt erwähnt, kann man die Zeitschrift: „Southern Field" frei zugesandt erhalten. In jeder Nummer dieser alle zwei Monate erscheinenden Zeitschrift werden interessante Tatsachen berichtet, welche die schnelle Zunahme der landwirtschaftlichen und industriellen Entwickelung dieser Gegend dartun, die jetzt noch einen weitern Antrieb zu großartigem Wachstum erfährt durch den seiner Vollendung näherrückenden Panamakanal.

Ein Bibelübersetzer.

Wenn gleich heutzutage ganz andere Hilfsmittel und Vorarbeiten als zu Luthers Zeiten vorhanden sind, ist doch die Uebersetzung der Bibel, besonders in einer der meist sehr wortarmen afrikanischen Sprache eine gewaltige Arbeit.

Als Missionar Moffat mit der Riesenarbeit seines Lebens, die Uebersetzung der ganzen Bibel in die Betschuanensprache beschäftigt war, schrieb er einem Freund:

„Noch einige Monate, und eine Last wird von meinem Geiste gewälzt sein, welche so schwer ist, daß ich oft dachte, sie würde mich

erdrücken, und doch — es hängt von ihr mein ganzes Sein ab, und wenn ich von ihr lassen wollte, so ist mir's, als müsse ich sterben oder wenigstens bis ans Ende meines Lebens elend werden. Ich habe gefühlt, welch Mark und Bein erschütterndes Werk es ist, Gottes Wort zu übersetzen, und daher kommt es wohl, daß mir das Herz oft klopft wie unter gewaltigen Hammerschlägen."

Nachdem er den letzten Federstrich an dem großen Werk getan hatte, schrieb er an denselben Freund: „Kaum konnte ich es fassen, daß ich noch auf der Erde war, so schwer mochte ich mir die Tatsache verwirklichen, daß diese Arbeit so vieler angestrengter Jahre vollendet sei. Ob von Schwäche oder übermäßiger geistlicher Anstrengung, das kann ich nicht sagen, aber ein Todesgefühl kam über mich, und ich war völlig bereit, zu sterben. Noch einmal las ich prüfend die ganze Handschrift — danach wurde mir besser — und mein Empfinden fand den rechten Ausdruck, indem ich auf meine Knie fiel und Gott dankte, daß er mir Kraft zur Vollendung des Werkes gegeben hatte."

Wunderbare Rettung.

„Unser Regiment," erzählte ein Unteroffizier, „rückte im deutsch - französischen Krieg geräuschlos nach Mitternacht von seinem Quartier über Schiltingheim auf der Straße nach Straßburg vor. Als wir an die Stelle kamen, wo die Straße eine Biegung macht, da wurde „Halt!" kommandiert. Kaum fing der Tag an zu bleichen, da hatten uns die Feinde bemerkt. Alsbald begann eine Kanonade, daß Erde und Luft erbebten. Wir aber lagen ziemlich geschützt und drückten uns nur noch fester an.

Mir ein wenig zur Rechten an der gegenüberliegenden Seite der Straße stand ein einfaches Häuschen. Es schien unbewohnt. Plötzlich schlug dort eine Granate ein. Einen Moment darauf kam ein Greis mit weißen Haaren aus der Haustüre und wollte, so schnell ihn seine Füße tragen konnten, auf die Straße, um zu uns herüber zu gelangen. Er hatte sein altes Heim nicht verlassen wollen, und nun mußte er's doch. Kaum war er auf der Mitte der Straße angelangt, da summte nicht weit von ihm eine Granate vorüber. Der Luftdruck warf ihn zu Boden.

Ich sah es. Was ich gedacht, weiß ich nicht. Die ungeheure Gefahr, in der er schwebte, war mir klar. Ich fuhr auf, eilte zu ihm, faßte ihn unter die Arme und sprang mit ihm nach unserer Seite hinab und rutschte mit ihm hinunter. In demselben Augenblick ertönte ein neuer, furchtbarer Krach; ich hörte Kameraden stöhnen,— da lagen sie, mit Erde überschüttet.

Alles war schneller gegangen als ein Gedanke. Und als ich nun anfing, wieder zu denken und zu sehen, fiel zuerst mein Blick auf meinen Lagerplatz, wo mein Tornister und mein Gewehr liegen sollten. Es war zur Seite geschleudert, und genau die Stelle, wo ich gelegen, durch einen Granatsplitter zerwühlt und zerrissen. Unfehlbar wäre ich zerschmettert worden, wenn nicht Gott durch die Lebensgefahr meines Nächsten mich von meinem Platz weggerufen hätte. Sage wer da will: „Der reinste Zufall . ." Ich hob betend mein Auge nach oben, und meine Lippen flüsterten leise: „Ach, Herr, du hast an mich gedacht!" —Friedensbote.

Was ist geschehen.

Es war Sonntagabend. Die Lichter in den Häusern waren nach und nach erloschen, nur in der Dorfschenke war noch alles hell, und wüster Lärm erscholl in die stille Nacht hinaus und störte die sabbatliche Stille, die sich über das Dorf lagerte. Aber auch droben in der Kammer eines Bauernhauses ist noch Licht. Zwar sind die Kindlein längst eingeschlummert, allein ein Paar Augen konnten keinen Schlaf finden. Es sind diejenigen der treuen Hausmutter. Auch sie war schon zur Ruhe gegangen, aber es hat sie wieder herausgetrieben und da kniet sie nun und betet zu dem, der verheißen hat, Gebete zu erhören. Anfangs war es nur ein leises Flüstern; aber je länger sie betet; desto lauter wird sie; ihr Bitten wird zum Flehen, zuletzt zum Ringen. „Herr, erhöre mich!" seufzte sie noch, und sucht dann wieder ihr Lager auf. Allein auch jetzt ist noch keine Ruhe zu finden. Zum zweiten Mal verläßt sie ihr Bett, wirft sich auf ihre Kniee und ruft unter einem Strom von Tränen: „Ach, Herr, rette ihn! Jesus mein Heiland, erbarme dich!" — Jetzt fängt ihr geängstigtes Herz an, ruhiger zu werden, himmlischer Friede kommt über sie, und in froher Glaubenszuversicht legt sie sich zum dritten Mal nieder.

Doch was war denn der Grund ihrer Bekümmernis, und wem galt dieses heiße Flehen? Es war der Hausvater. Es hatte eine Zeit gegeben, in welcher sie beide Hand in Hand auf dem gefährlichen breiten Weg dahinwandelten, ohne sich sonderlich um Tod und Ewigkeit zu kümmern.

Sie waren zwei ehrbare, brave Leute, so wie es noch viele gibt, und lebten in dem Wahne, daß dies hinreichend sei, um zur Seligkeit zu gelangen. Allein wahres, lebendiges Christentum war dem einen so fremd wie dem andern. Da geschah es, daß eines Tages ein fremder Prediger ins Dorf kam. Von Neugierde getrieben stellte sich die Frau auch bei der angesagten Versammlung ein, um zu erfahren, was es da neues gäbe. Doch sie hörte etwas anderes, als sie erwartet hatte. Der Pfeil des Wortes Gottes, das einfach, aber mit Kraft verkündigt wurde, verwundete ihr Herz aufs tiefste, und als arme, geschlagene Sünderin verließ sie den Gottesdienst. Sie suchte nun ernstlich das, was ihr fehlte, und durfte auch nach kurzer Zeit singen: „Mir ist Erbarmung widerfahren."

Ihre nächste Sorge galt nun natürlicherweise ihrer Familie. Durch Wort und Wandel suchte sie dieselbe auf andere Wege zu bringen und ihr tägliches Gebet war, daß auch sie gerettet werden möchten. Auf

---

widerholtes Einladen ließ sich ihr Mann auch wirklich bewegen, einige Male mit zu den Abendversammlungen zu gehen; um alles wollte er kein Frommer werden; ja, als der Geist Gottes auch ihn beunruhigte und sein Gewissen zu reden anfing, gab er sich noch mehr als früher dem Dienst der Sünde hin, um bei Tanz und Spiel die innere Stimme zum Schweigen zu bringen.

Auch heute abend befand er sich auf solchen Wegen. Er hatte der Einladung seiner verführerischen Kameraden Folge geleistet und trotz der inständigen Bitten seiner Gattin, doch bei ihr zu bleiben, an einem Ausfluge nach dem benachbarten Städtgen teil genommen. Und jener Umstand war es, der den Schlaf aus jenen müdegeweinten Augen verbannte, dies war die Ursache der so ernsten Gebete, die aus der Tiefe zu Gott emporstiegen.

Bei rauschender Musik hatte der Mann in fröhlicher Stimmung den Sonntagnachmittag zugebracht, und es war vorauszusehen, daß heute nicht so bald „Feierabend" gemacht werde. Aber als der Abend anbrach begann eine unerklärliche Bangigkeit sich seiner zu bemächtigen. Der Wein wollte ihm nicht recht mehr munden; die Musik konnte ihn nicht mehr begeistern, und der sonst so muntere Erzähler wurde einseitig und endlich ganz stumm.

Er flüchtete sich ins Freie, um Ruhe zu finden, allein es wurde je länger desto schlimmer; die Angst steigerte sich, u. er begann einen Dauerlauf, als ob 'ein Leben davon abhinge, und in kurzer Zeit stand er schweißtriefend vor dem Bette der noch wachenden Beterin.

„Was ist geschehen? Was ist geschehen?" keuchte er hervor.

„Ich wüßte nichts besonderes," antwortete verwundert die Frau.

„Ja, gestehe es nur, es muß ein Unglück geschehen sein," gab der Geängstigte zurück und erzählte mit hastigen Worten, wie es ihm ergangen war.

„Das hat der Herr getan!" rief die Frau freudig aus und erzählte nun auch ihrerseits, was sie heute erfahren hatte.

Das war dem widerstrebenden Sünder doch zu viel. Das Eis brach; weinend sank er nieder auf seine Kniee und flehte zu Gott um Erbarmung und Gnade. Auch seine Frau konnte sich nicht enthalten; sie kniete neben ihn und betete mit, während Freudentränen über ihre Wangen rollten. Es kostete zwar manchen harten Kampf, bis er zum völligen Siege gelangte, aber von dieser Stunde an war ein anderer Mensch und gewiß haben an jenem Abend die Engel im Himmel Jubellieder gesungen, daß es der Gnade Gottes gelungen war, wiederum einen verlorenen Sohn aus der Fremde ins Vaterhaus zurückzuführen.

Freundliche Worte.

Ein großer Dichter sagt von ihnen: „Sie sind leicht auszusprechen, sie verwunden nicht, sie kosten nichts und vermögen doch so viel. Sie sind eine Stütze für Gemüt und Herz. Durch freundliche Worte werden viele Menschen freundlich gestimmt. Kalte Herzen lassen die Herzen zufrieden und bittere Worte rufen Bitterkeit hervor. Wie ein schönes Bild ins Auge fällt, so fallen freundliche Worte in die Seele und zaubern dort ein liebliches Bild hervor. Sie beruhigen und trösten und vertreiben böse und düstere Gefühle. Noch haben wir nicht angefangen, freundliche Worte in dem Maße zu gebrauchen, als wir es tun sollten."

Wilson verletzt.

Princeton, N. J., 3. Nov.

Gouverneur Woodrow Wilson erlitt heute früh eine drei Zoll lange Skalpwunde, als sein Automobil, eine Unebenheit der Straße überfahrend, eine gewaltsame Bewegung machte, durch die er gegen das Dach des Wagens geworfen wurde. Die Wunde ist nicht ernst und der demokratische Präsidentschafts Kandidat wird imstande sein, die Beendigung seiner Kampangne laut Programm vorzunehmen.

Es erfordert mehr Glauben, an den Zufall zu glauben als an Gott.

Stacheldraht zwischen Deutschland und Rußland.

Eine einzigartige Grenzscheide wird binnen weniger Jahre an der russischen Grenze aufgeführt sein. Trotz der größten Aufsicht ist es den Grenzbeamten noch nicht gelungen, dem Schmuggel beizukommen. Es soll daher jetzt eine dragonische Maßregel Platz greifen. Die russische Grenzverwaltung hat nämlich beschlossen, längllst der russisch-deutschen Grenze einen zwei Meter hohen Stacheldrahtzaun ziehen zu lassen. An einigen Stellen ist mit der Errichtung dieser eigenartigen Grenzscheide bereits begonnen worden. Innerhalb fünf Jahre soll die ganze Landesgrenze damit versehen sein.

Eine wichtige Erfindung zum Schutze der Bergleute.

Eine für den Bergbau bedeutsame Erfindung ist dem Berginspektor Wilh. Hechmann in Halle an der Saale geglückt. Es handelt sich um eine Einrichtung zur gleichzeitigen und ununterbrochenen Bestimmung der Zusammensetzung und Strömungsgeschwindigkeit von Gasgemischen. Durch den Apparat wird es ermöglicht, zu jeder Zeit von einer oder mehreren Hauptstellen aus die die einzelnen Stellen durchströmenden Wetter zu beobachten. Die kleinste Unregelmäßigkeit in der Grubenluft wird zahlenmäßig durch das Uhrwerk angegeben, so daß in wenigen Minuten Abhilfe geschaffen werden kann. Massenunglücksfälle durch schlagende Wetter können mit Hilfe dieser Erfindung unbedingt vermieden werden. Maßgebende Fachleute äußern sich sehr zustimmend zu dieser Erfindung.

Keine Fliegenklatsche mehr?

Im Munizipalgebäude in Baltimore wurde dieser Tage mit einem alkoholischen Präparat, aus den Blättern der Föhre hergestellt und von Dr. Jos. C. Shepard von Wilmington, N. C., erfunden, ein Versuch gemacht, Fliegen zu töten und das Experiment verlief über alles Erwarten zufriedenstellend. Mehrere hundert Fliegen, die in einem Apparat gefangen worden waren, wurden in einem Zimmer in Freiheit gesetzt und die Zimmerluft dann vermittelst eines Blasrohrs mit der Präparat geschwängert. In wenigen Minuten waren alle Fliegen tot. Die Ursache ist eine einfache. Fliegen atmen durch Poren und das Präparat verstopft die Poren, so daß die Fliege ersticken muß. Das Präparat soll nicht gefährlich sein für den menschlichen Organismus. Gesundheits- und Regierungsbeamte wohnten dem Versuch bei.

Prämienliste für Amerika.

Prämie Nr. 1 — für $1.00 bar, die Rundschau und Familienkalender.

Prämie Nr. 2 — für $1.25 bar, die Rundschau u. Christl. Jugendfr.

Prämie Nr. 3 — für $1.30 bar, die Rundschau, den Jugendfreund und den Familienkalender.

Prämie Nr. 4 — für $2.00 bar, die Rundschau und das Evangelische Magazin

Prämie Nr. 5 — für $2.25 bar, die Rundschau, das Evangelische Magazin und den Jugendfreund.

Prämie Nr. 6 — für $2.30 bar, die Rundschau, Ev. Mag., Jugendfreund und Familienkalender.

Wer nun, nachdem er eine der obigen Prämien gewählt hat, noch eine zweite wünscht, der wähle sich noch eine der untenstehenden drei Nummern: Nr. 7, 8 und 9, gebe auf dem Bestellzettel die gewünschten Nummern und füge dem Betrage für die erste Prämie noch den Betrag der zweiten hinzu.

Prämie Nr. 7 — Ein Aluminiumsatz, bestehend aus drei Stücken: Je ein Gefäß für Salz, Pfeffer und Zahnstocher. Ganz aus Aluminium gefertigt, mit Bleigefülltem Boden, der das Umfallen verhindert $ .25

Prämie Nr. 8 — Tafels engl.-deutsch. und deutsch-engl. Wörterbuch mit Bezeichnung der Aussprache beider Sprachen, 876 Seiten; in Leinwand geb. Größe 4 einhalb bei 6 Zoll. Preis sonst 90 Cents, als Prämie $ .75

Prämie Nr. 9 — Ein Buch, die Geschichte der Mennoniten $1.00

Dies Buch ist in unserer Anzeige in dieser Nummer näher beschrieben.

Für Leser in Canada.

Diese letzten drei Pämien werden von der canadischen Regierung mit Zoll belegt.

Man benutze den Bestellzettel und gebe die richtige Nummer der gewünschten Prämie an. Bitte, den Namen gerade so zu schreiben, als er auf der Rundschau steht. Und wenn Aenderungen gewünscht werden, dann gebe man jedesmal die alte Adresse auch an.

Bestellzettel.

Schicke hiermit $-------- für Mennonitische Rundschau und Prämie Nr. ------

(Sowie auf Rundschau.)

Name --------------------

Postamt -----------------

Route ---- Staat ------------